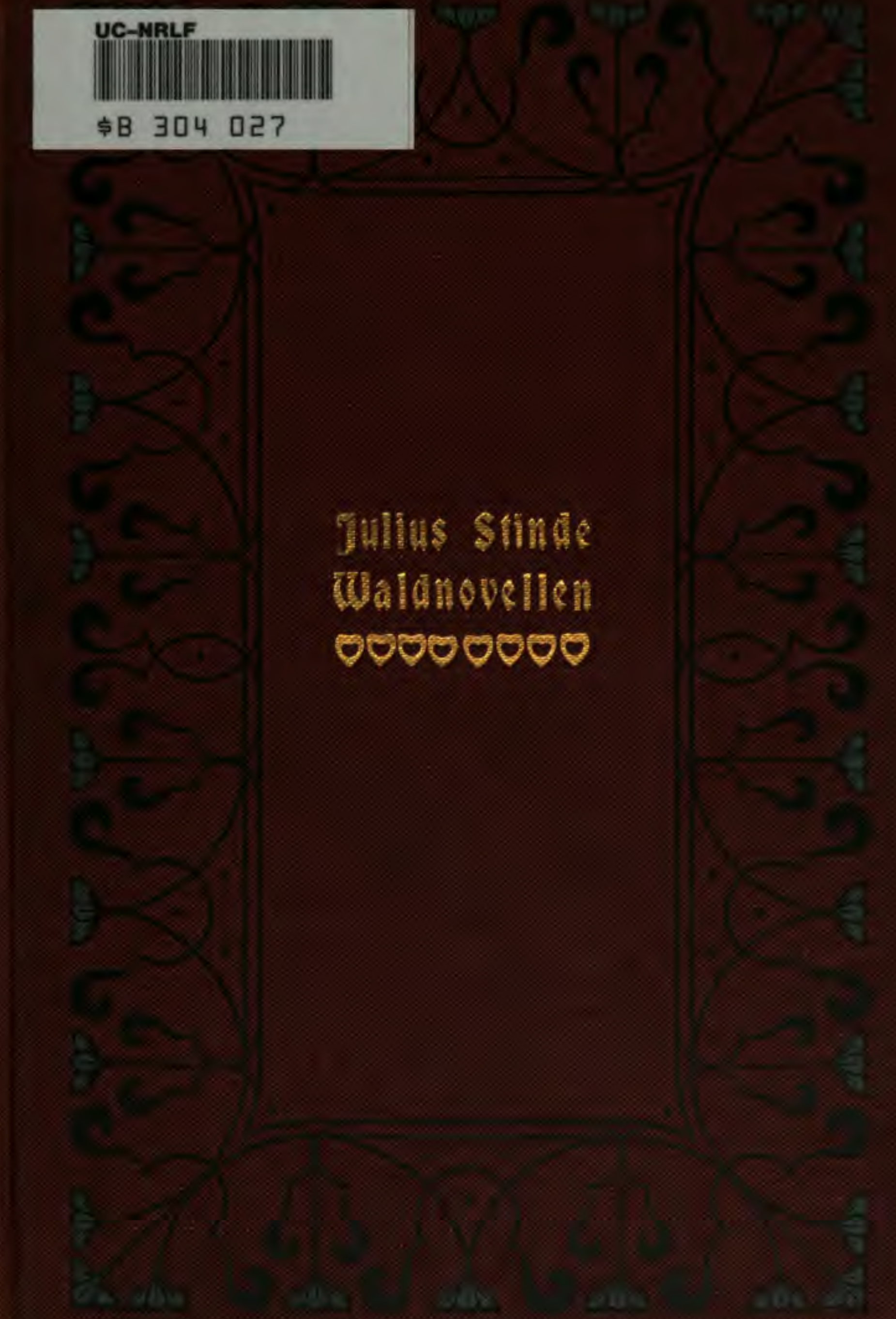
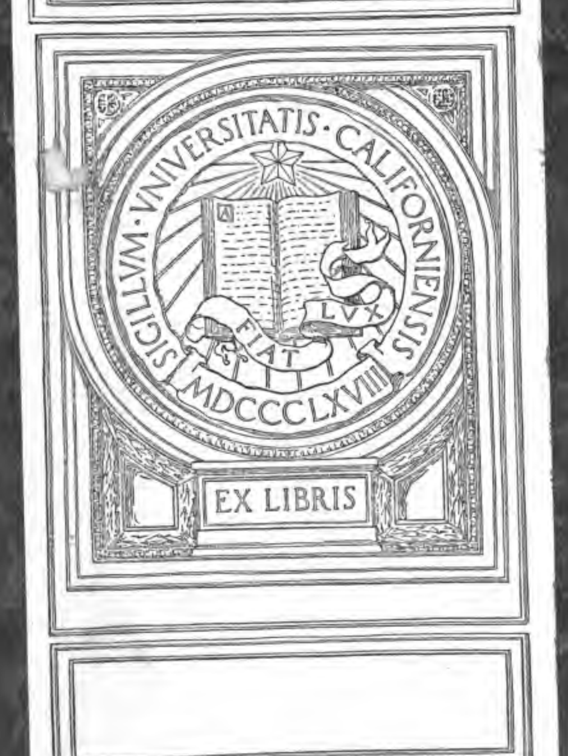
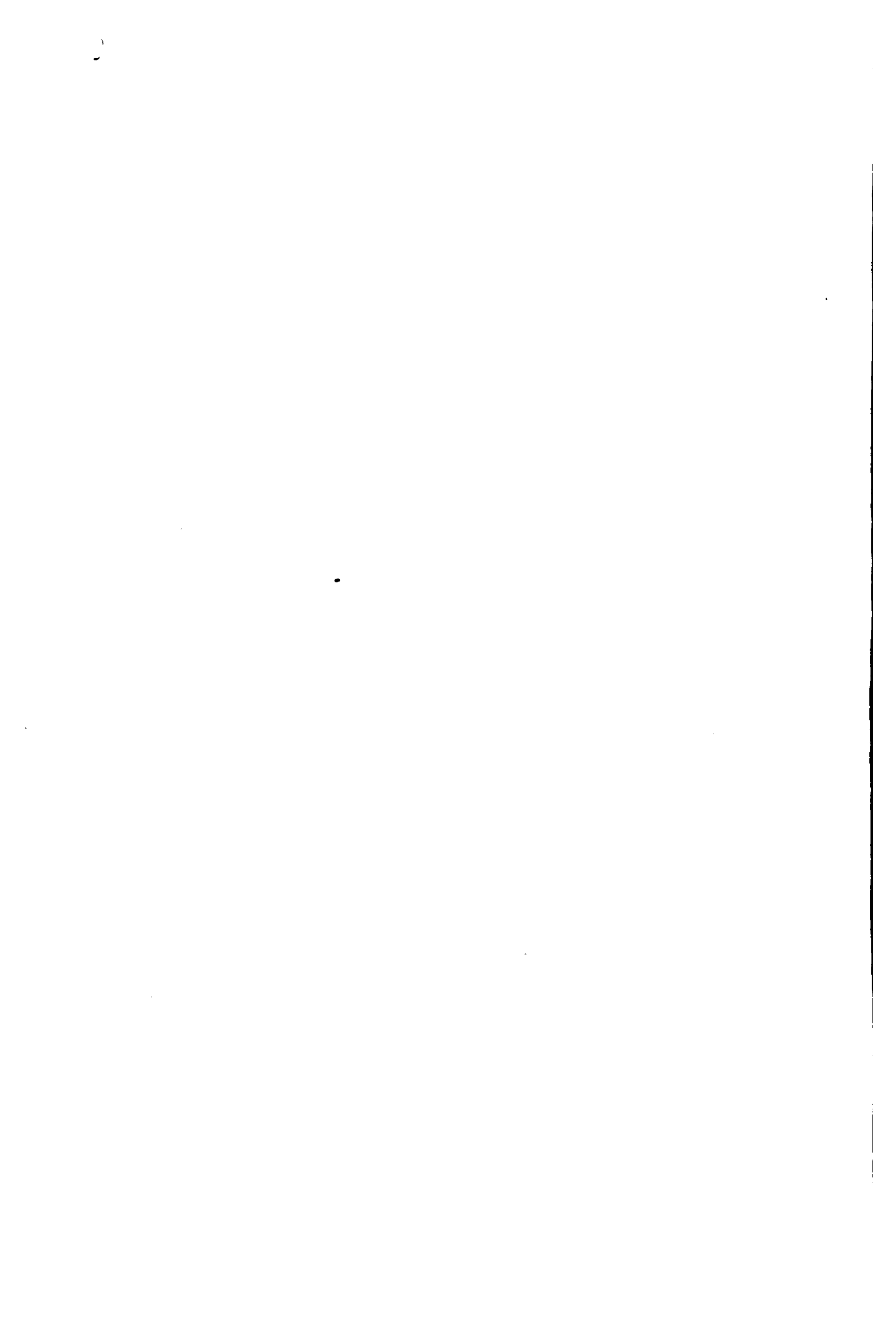
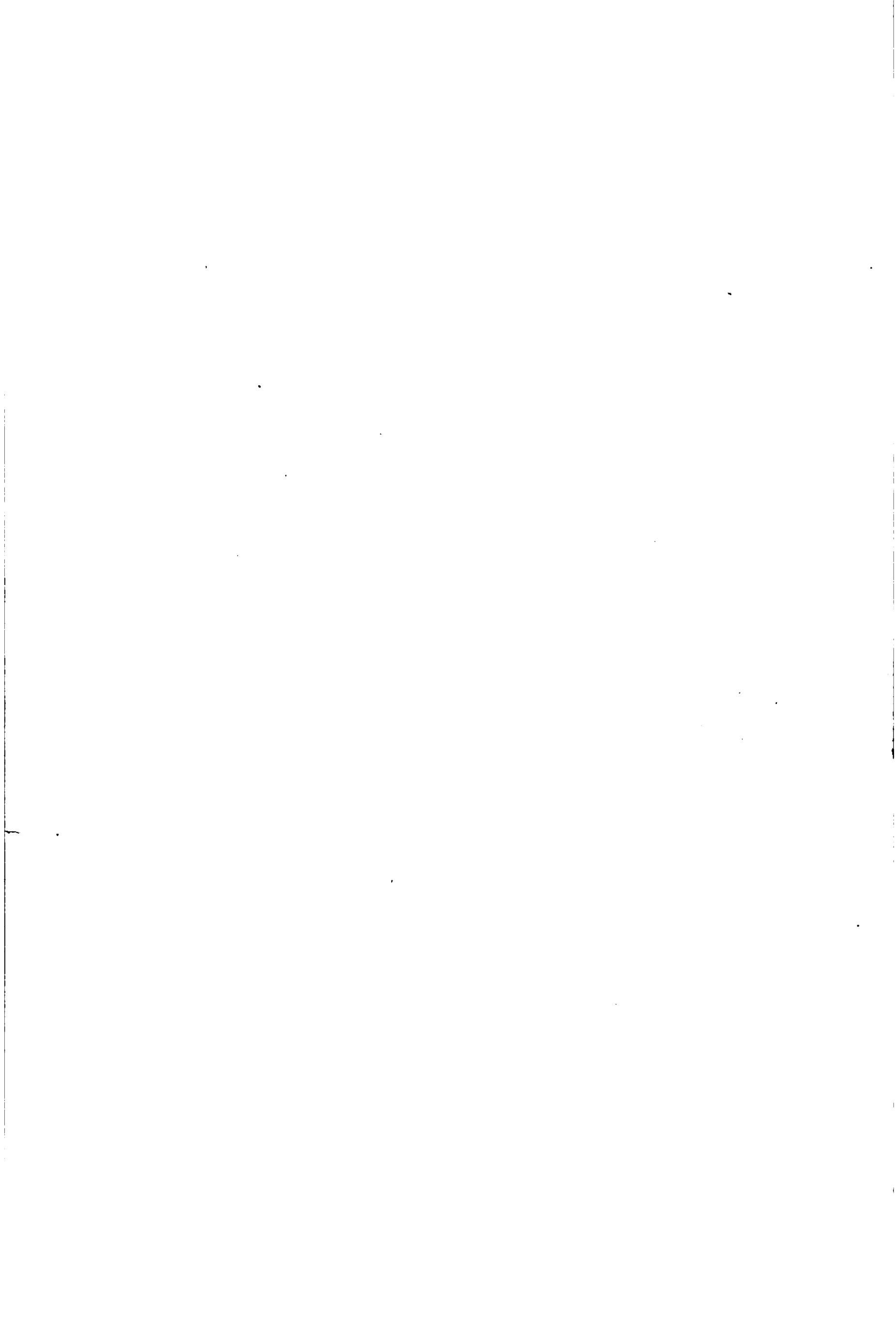

Julius Stinde
Waldnovellen


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS





Waldnovellen.



Waldnovellen.



Von

Julius Stinde.

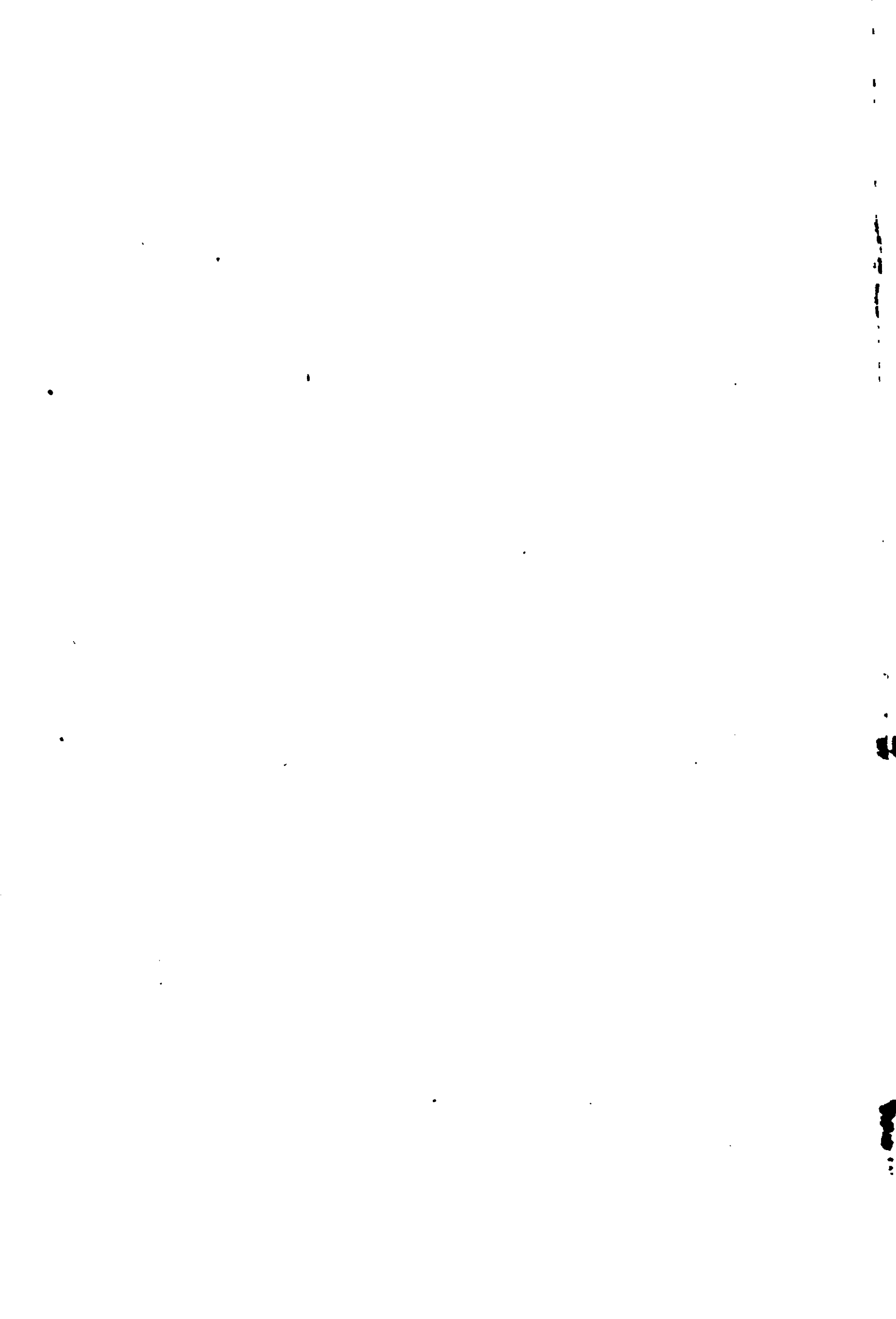


Berlin 1889.

Verlag von Freund & Jeckel.

(Carl Freund.)

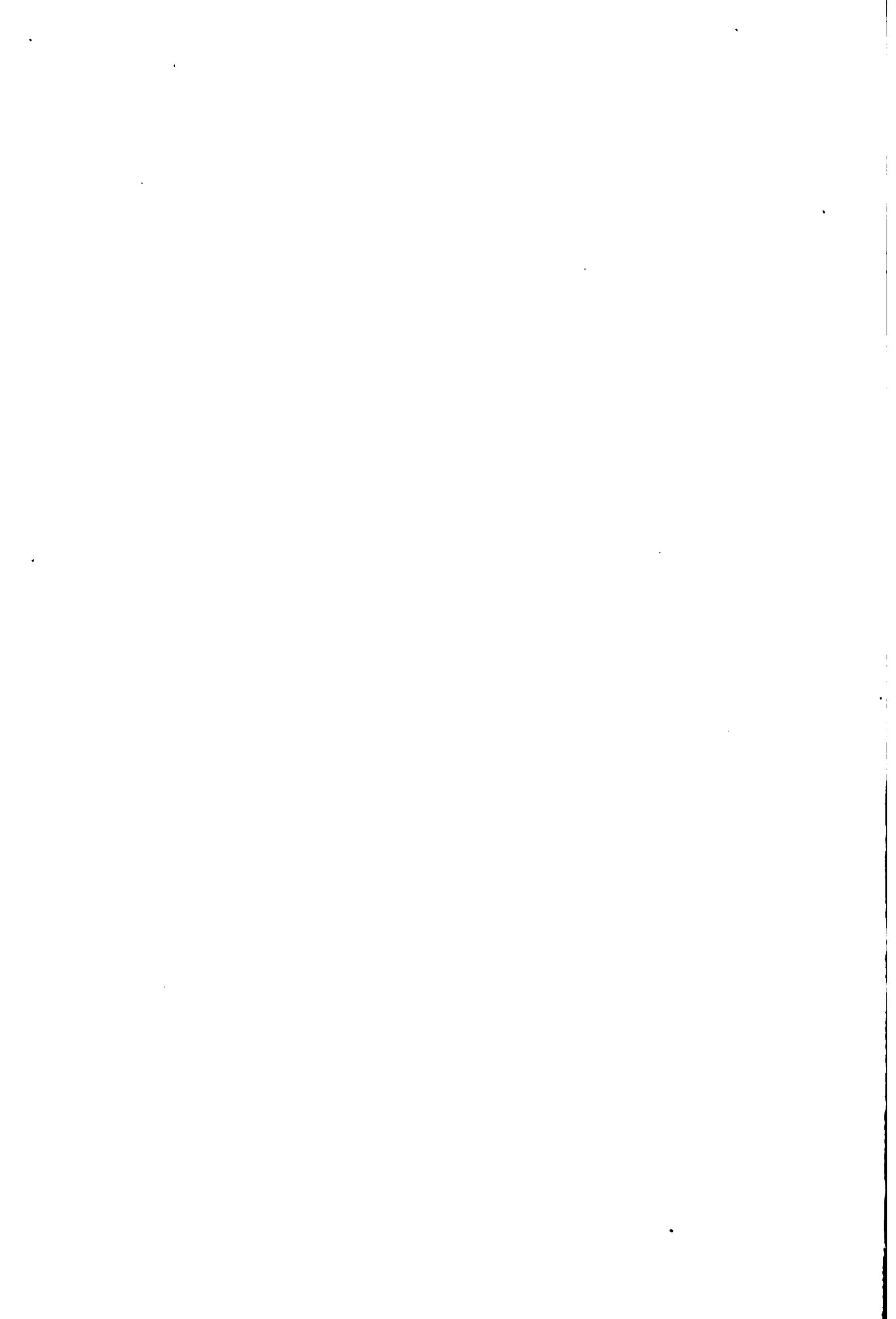
Inhalt.



Frau Dr. Emmeline Jacobsen

in freundschaftlicher Verehrung

der Verfasser.





Tante Juliane.

Eine Heirath ist immer sehr interessant, sagte Tante Juliane und faltete das Zeitungsblatt zusammen. Dann nahm sie die Brille mit dem Schildpattgestell ab und legte sie sorgsam in das Futteral, dessen Perlenstickerei noch so gut wie neu war. Tante Juliane hielt sehr auf ihre Sachen; Alles stand auf seinem richtigen Platz und selbst Goethe und Schiller wurden zweimal im Jahre gewaschen, d. h. die Gipsebenbilder der beiden Dichter, und zwar mit einem weichen leinenen Tuche und etwas Regenwasser. Zwei große Scheuerfeste feierte Tante Juliane, eins kurz vor Pfingsten und eins um Michaelis; jedesmal wurden Goethe und Schiller für die kommende Saison sauber gemacht und jedesmal blieb etwas Gips an dem weichen Tuche haften, und hiervon mochte es wohl gekommen sein, daß Schillers Nase schon ganz klein geworden war und Goethe ungemein jugendlich aussah, weil die Jupiterbrauen allmälig abgeschliffen waren. Tante Juliane stellte Goethe immer rechts und Schiller links auf den Mahagonischrank mit den Glasthüren, dessen Inhalt dem profanen Auge durch grünseidene, jetzt schon etwas faltenstreifige Gardinen verhüllt wurde. In dem Schrank befand sich ein Blechkasten mit braunen Kuchen, die Tante Juliane um Weihnachten selbst buck, und die fast das Jahr über anhielten, wenn anderwärts dies süße Gebäck schon längst zur Mythe geworden.

Nun erzähle ich von Tante Julianes Kuchenkasten, von dem Schrank, von den Büsten und der Brille, und das Alles sind doch nur Nebensachen: aber mir ist es, als wenn ich jetzt wieder in dem Lehnstuhl am Fenster säße und mit dem Fingerhut der Tante spielte und darauf wartete, bis sie die Zeitung durchgeblättert haben würde, die zweimal wöchentlich von der alten Botenfrau aus der Stadt gebracht wurde. Die gute alte Frau liegt nun schon lange unter dem kühlen Rasen. Sie starb, als der gelbe Postwagen aufkam, denn seit der Zeit wurde sie still und melancholisch und fühlte sich in ihrem Berufe gekränkt durch die gewaltige Neuerung; das laute Tönen des Posthorns gab ihr jedesmal einen Stich in's Herz, so oft sie es hörte. Eines Tages fand man die Alte, zum Ausgange gerüstet, mit dem Regenschirm in der Hand und dem großen Korbe unter dem Arm zusammengesunken in ihrem Armstuhle sitzen, als wolle sie sich vor einem langen Botengange erst noch recht tüchtig ausruhen. Sie aber war eingeschlafen, um nicht wieder zu erwachen, und als man sie in die Erde bettete, da fuhr die gelbe Postkutsche gerade an dem Kirchhofe vorüber und der Postillon blies sein lautes „Tarah!" Der wußte ja auch nicht, daß ein Stück von der alten Zeit begraben wurde und daß er die neue Zeit versinnbildlichte, obgleich er nur ein einfacher Pferdeknecht war.

Dazumal wurde mit der alten Zeit überhaupt nicht fein säuberlich umgegangen. Man fing an, ihr den gewohnten Respekt zu versagen; es gab in unserem Dorfe sogar Freigeister unter den Bauerknechten, die weder die Mütze vor dem Schulmeister noch vor dem Pfarrer abnahmen, weil sie freie Männer waren, die thun und lassen konnten, was sie wollten. Von der Freiheit war überhaupt viel die Rede und von Krieg und vom Vaterland wurde gesprochen, von Tyrannen und von Fürstendienern.

Wir Knaben stimmten auch mit ein nach Knaben Weise. Auch wir trugen revolutionäre Cocarden und exercirten mit großen Bohnenstangen, die in Ermangelung schneidenden Erzes an der Spitze mit Silberpapier überklebt waren, und in der Form den Lanzen glichen, welche in der

griechischen Privatstunde beim Pfarrer und einst vor Troja eine so große Rolle spielten. Wir waren fest überzeugt, mit dieser Wehr einen Feind, der es wagen sollte, den Frieden schnöde zu brechen, von der Grenze unserer Mark abzuhalten. Allerdings mußten Vorsichtsmaßregeln getroffen werden. Der alte Glockenläuter war, wie man sagte, auf einem Auge blind und konnte daher unmöglich das Herannahen eines feindlichen Geschwaders auf der blauen See wahrnehmen, die ihre Wogen den grünen Buchenwäldern zurollte. Es war nothwendig, daß einer von uns Jungen die Thurmschüssel in Verwahrung nähme, um jederzeit unbehelligt eine Ausschau aus den schmalen Luken halten zu können, hinter denen die großen Glocken feierlich ernst hingen. Der alte Glockenläuter wollte sich jedoch auf diesen unsern Vorschlag nicht einlassen, und wurde daher als Feind des Vaterlandes mit stiller Verachtung bestraft, aber die Botenfrau, das vermittelnde Bindeglied zwischen Stadt und Land, die mußte sich unserem Willen fügen und eine rothe Cocarde tragen. Die Alte heftete die Cocarde an ihren altmodischen Strohhut, und wußte nicht warum; wir suchten einen Feind, und wußten nicht, welchen. Und doch war sie schön, diese Zeit, namentlich wenn wir mit den selbstgemachten Speeren durch den Buchenwald zogen, an dessen Rande das freundliche Kirchdorf liegt; wenn wir unter den dichten Baumkronen die Speere zusammenstellten nnd gelbe Schlüsselblumen pflückten, die hellgrünen Blätter des Sauerklees als Kukukssalat aßen und Waldmeister zu Kränzen wanden, deren Duft im traulichen Stübchen noch lange Zeit an den frühlingsfrischen Wald erinnerten. Was wußten wir von Krieg? Mitunter zogen wir auch bis dicht vor das Schloß, das im Walde lag, in dem der Graf wohnte.

Vor dem Grafen empfanden wir eine Art von Grauen, denn man sagte ihm nach, daß er niemals lache. Nicht weit von dem Schloß lag eine Grabstätte mitten im Walde. Eine Trauuresche bedeckte den marmornen Gedenkstein fast ganz, grünes Moos wuchs auf der Urne und in den eingemeißelten Schriftzügen, die in einer der Dorfjugend unbekannten Sprache meldeten, wer dort die letzte Ruhestätte gefunden.

Es war so stille in der Nähe des Grabes, daß man das Fallen eines Blattes hören konnte, so ruhig, daß das Rauschen des Waldbaches, der unter dichtem Gebüsch nahe am Grabmal vorüberfloß, hier lauter erklang, als selbst da, wo er eine kleine Cascade bildete und sich zum Müllerhäuschen im Grunde wandte. War es wirklich so still dort, oder brachte die feierliche Stimmung, welche uns in der Nähe dieses Waldkirchhofes überkam, den Eindruck der Ruhe hervor?

Wenn wir dann den Heimweg einschlugen, erzählten wir uns, was wir von dem Grafen wußten. Das waren grauliche Geschichten, beängstigend wie ein Spuk, der am hellen Tage umgeht. Und was wußten wir von dem Grafen? Nichts, gar nichts, und das war eben das Geheimnißvolle.

Auf dem steinernen Denkmal war eine Schrift zu lesen, die konnte vielleicht Auskunft geben. Dieser Gedanke ließ mich nicht ruhen und an einem schönen Tage machte ich mich nach dem Schluß der Schule nach dem Walde auf, um die Schrift zu entziffern. Um rascher zum Ziele zu gelangen, schlug ich einen andern Weg ein, als den gewöhnlichen: geradezu durch das Gebüsch und den Wald, wenn es sein sollte über den Bach.

Gedacht, gethan. Bald befand ich mich in dem dichten Erlengebüsch, das den Wald von der Ostseite einrahmte. Wenn ich geradeaus die Richtung nach Westen innehielt, mußte das Grabmal bald zu erreichen sein. Traue aber Jemand den Erlen. Sie lieben sumpfigen Boden und wachsen auf unsicherem Grunde; kaum zehn Minuten mochten verflossen sein, als ich die Richtung verloren hatte. Da ringelte eine Schlange über den Weg — es war eine Natter. Sollte ich umkehren? Konnten mir nicht noch mehr solcher unheimlichen Geschöpfe im Walde begegnen? Nein, ich mochte nicht feige vor mir selber erscheinen. Ich eilte vorwärts, war aber, wie ich bald merkte, von der Richtung abgekommen. Das Erlengebüsch lag hinter mir, ein dunkler Tannenforst begann. Wohin nun? Mühsam war der Gang durch die Tannen, deren herabgefallene Nadeln den Boden glatt machten, rothe Fliegenpilze breiteten ihren weißgetupften Hut aus, hin und wieder erhoben sich die feinen Wedel des

Farrenkrautes. Den Tannen folgte wieder ein dichtes Unterholz, dann kamen hohe Buchen. Wo war ich?

Die Sonne stand schon tief; unmerklich war die Zeit verronnen, mir war nicht ganz heimlich zu Muthe. Auf gutes Glück schlug ich eine andere Richtung ein, und siehe da, nach Kurzem stand ich am bekannten Waldbach und vor mir in der Senkung lag das Grabmal. Rasch zog ich Stiefel und Strümpfe aus und durchwatete den Bach. Dann eilte ich zu der Umfriedung und schwang mich hinüber. Es machte mir Mühe, die Inschrift zu entziffern; das grüne Moos mußte vorerst von den Buchstaben entfernt werden. „Ci gît“ stand oben an, dann kamen Worte, die ich nicht lesen konnte, nur den Namen „Marie“ vermochte ich zu entziffern. In dem Eifer der Forschung hatte ich nicht gehört, daß sich leichte Schritte dem Grabmal näherten und erst die lauten Worte: „Was machst Du da?“ schreckten mich auf. Wie bei einem Verbrechen ertappt, wandte ich mich um. Die Strahlen der Sonne fielen schon schief und orangefarben durch das Laub und beleuchteten ein wunderliebliches Mädchenantlitz, dessen Augen mich erstaunt anblickten. „Was willst Du da?“ fragte dieselbe wohllautende Stimme noch einmal.

Verlegen schlug ich die Augen nieder.

„Komm heraus,“ sagte das Mädchen befehlend. „Warte einen Augenblick, ich will Dir die Thür öffnen.“ Das Mädchen zog einen kleinen Schlüssel aus der Tasche und öffnete die Thür der eisernen Umfriedung.

„Was wolltest Du bei dem Denkmal?“

„Den Namen lesen, der darauf steht.“

„Hast Du ihn gefunden?“

„Ich habe das Moos abgekratzt und dann konnte ich ihn lesen.“

„Das war Unrecht von Dir. Weißt Du nicht, daß meine Mutter hier begraben liegt?“

„Nein.“

„Wer bist Du?“

„Mein Vater wohnt im Dorfe, er ist der Arzt.“

„O, den kenne ich wohl; er ist schon bei uns auf dem Schlosse gewesen. Hast Du mich nie gesehen?“

„Nein, ich kenne Dich gar nicht. Gehörst Du zum Schlosse?"

„Der Graf ist mein Vater und hier liegt meine Mutter begraben. Sie hat es so gewollt. Warum, weiß ich nicht. Ich gehe zuweilen hierher, wenn mein Vater verreist ist, sonst leidet er es nicht. — Gehst Du immer in bloßen Füßen?"

Jetzt erst sah ich, daß ich vergessen hatte, meine Füße nach dem Durchgang durch den Bach wieder zu bekleiden. Spornstreichs eilte ich zu der Stelle, an der ich den Bach durchschritten, und machte den Verstoß gegen die Etiquette wieder gut. Dann kehrte ich zu dem Mädchen zurück.

„Willst Du mich zum Schlosse begleiten?" fragte das Mädchen.

Ach wie gerne ging ich mit ihm. Es war förmlich, als wenn die liebliche Kleine es mir angethan hätte. Immer wieder mußte ich sie ansehen und ihre dunklen blitzenden Augen betrachten und die schwarzen Locken, welche üppig über die Schulter fielen.

Wir gingen den geebneten Weg, der zum Parke führte, und sprachen über Vielerlei. Sie sagte, es sei so einsam auf dem Schlosse, sie möchte am liebsten dort unten im Dorfe wohnen und mit uns spielen. „Ma bonne ist nicht nett gegen mich," klagte sie. „Ma bonne schilt mich, ich darf nicht lustig sein, ich muß französisch lernen und Clavier spielen, und in den Wald darf ich nur gehen, wenn Papa fort ist und ma bonne schläft." — Ich erzählte ihr dagegen, daß das Vaterland in Gefahr sei, daß wir aber den Feind schon abhalten würden; allen meinen Kameraden wollte ich sagen, daß wir das Schloß zuerst vertheidigen wollten, wenn es soweit wäre.

„Das ist schön," rief sie aus und klatschte in die Hände. „Wenn der Feind doch nur bald käme!"

Am Parkthore mußte ich die Kleine verlassen; ich wußte nicht einmal ihren Namen, sie nicht den meinigen. Mittlerweile war es Abend geworden und rasch begab ich mich auf den Heimweg.

Am folgenden Nachmittage um dieselbe Zeit war ich wieder bei dem Denkmal, meine Freundin wartete schon auf

mich. Sie hieß Marie wie ihre Mutter, und so mußte ich sie auch nennen, sie fand meinen Namen auch sehr hübsch, meinte aber doch, Charles mache sich besser als Carl. — Oft trafen wir zusammen an der lauschigen Stelle des Waldes, am rauschenden Bach in der stillen Einsamkeit. Niemand wußte darum, wir freuten uns unseres Geheimnisses, und als ich einst ein Geschichtenbuch mitgebracht hatte und ihr vorlas, wie der Ritter die Jungfrau befreite und sie sein Weib wurde, da sagte sie: „Charles, Du mußt mein Ritter werden und die Riesen erschlagen, dann werde ich Deine Frau, nur . . . ma bonne darf es nicht wissen." —

Als der kalte Herbst kam, nahmen die Zusammenkünfte ein Ende, aber im nächsten Frühjahr trafen wir uns wieder. Das ging noch zwei Jahre in derselben Weise, da wollte es der Lauf der Dinge, daß ich das Gymnasium beziehen und Marie verlassen mußte.

„Du kommst wieder," sagte Marie, „Du weißt, daß ich ohne Dich nicht leben kann." Und ich versprach ihr, wiederzukommen. Wir waren Kinder, als wir uns trennten, der Waldesschatten hatte uns in einen wunderherrlichen Traum gewiegt, wir glaubten, es müsse immer so bleiben und waren einfältiger als die Zugvögel, die ihr Nest im nordischen Buchenwalde bauen und davonziehen, wenn das Laub sich färbt, ehe noch dichter Schnee die Zweige schwer belastet. Als ich in den Ferien das elterliche Haus besuchte, erfuhr ich, daß der Graf mit seiner Tochter in ein Bad gereist sei, im nächsten Jahre ging es ebenso. Das waren zwei Jahre, in denen ich Marie nicht gesehen hatte, aber vergessen konnte ich sie deshalb doch nicht. Nun war ich zum dritten Male zurückgekehrt und saß bei Tante Juliane. — — — —

„Eine Heirath ist immer sehr interessant," sagte sie.

„Wer wird denn verheirathet, Tante?" fragte ich.

„Hier steht es," antwortete sie und gab mir die Zeitung, „Marie, die Tochter des Grafen mit einem Grafen von W . . ., sieh selber nach, ich kann den Namen nicht behalten."

Mit Hast ergriff ich die Zeitung und las die Verlobungs-Anzeige. „Aber Tante," rief ich, „das ist gar nicht möglich, Marie hat mir doch versprochen, mich zu heirathen."

„Du bist ein dummer Junge," sagte Tante Juliane ruhig. „Wie kannst Du so ungereimtes Zeug träumen? Was geht Dich des stolzen Grafen Tochter an?"

„Ach Tante, wenn Du Alles wüßtest, Du würdest nicht so hart sprechen. Warum bin ich nur ein simpler Primaner und nicht auch so ein Graf und Baron, dann wäre Alles ganz anders."

Tante Juliane forschte nach, ich mußte ihr Alles erzählen, und wie ich zu Ende war, saß Tante Juliane gebückt in ihrem Sorgenstuhl und weinte.

„Nicht wahr, Tante, Du siehst auch ein, daß mir Unrecht geschehen ist, da Marie mir ihr Wort nicht gehalten hat."

„Ueber Dich weine ich nicht, mein guter Junge," sagte sie sanft. „Ihr standet Beide noch in einem Alter, in dem Versprechen und Vergessen sich einander ablösen, als Ihr, den Schmetterlingen gleich, Euch des Sonnenscheines freutet. Wie Du einst mit dem hölzernen Speer Dein heimathliches Dorf zu vertheidigen glaubtest, wähntest Du auch, Eure kindischen Träume könnten zur Wirklichkeit werden. Du wirst einsehen lernen, daß Beides thöricht war."

„Tante, wenn Du je so geliebt hättest wie ich, Du würdest nicht so sprechen."

Tante Juliane stand auf. „Ich will Dir diese Worte verzeihen," sagte sie und ging in das Nebenzimmer. Ich mußte ihr sehr weh gethan haben.

Der Gedanke, daß ich Tante Juliane gekränkt, verlor sich bald, er wurde mit Gewalt zurückgedrängt von dem wehen Gefühl, das von Minute zu Minute schmerzlicher ward, das mich ganz gefangen nahm und die Augen immer wieder auf das verhängnißvolle Zeitungsblatt lenkte, auf die beiden Namen, von denen ich den einen liebte, unsäglich liebte, den andern aber haßte wie seinen Träger, den ich in diesem Augenblick hätte morden können, wenn er mir plötzlich entgegengetreten wäre. Ja ich hätte etwas Entsetzliches begehen können in diesem Augenblick, denn ich war kein Knabe mehr. Ich war ein Jüngling, dem freilich noch die reife Ueberlegung des Mannes fehlte, aber ich stand an der Schwelle des großen schönen Lebens, und ich fühlte den Muth

in mir, dies Leben zu erkämpfen, es zu erkaufen mit meinem heißen Blut, das vorwärts drängte zum Wagen und Gewinnen. Ich war kein Kind mehr, ich war erwacht, erwacht in demselben Augenblicke, als man mir das süße Bild meines kindlichen Traumes entrissen hatte.

Meine Schläfen begannen zu glühen, mein Herz schlug rascher, kräftiger, wie in heftigem Verlangen und doch senkten sich die Lider in Zagen. Ich wollte vergessen und mußte erinnern: ich sah den Wald, den Bach, das schweigende Marmordenkmal mit seinem dunklen Moos ... ich sah Marie, aber sie war anders, sie war nicht das Kind mehr ... sie war auch zum Leben erwacht.

Die Dämmerung war allmälig eingetreten. Von Tante Julianens Fenster aus konnte man auf die Hauptstraße des Dorfes blicken und weiter hinaus auf die anmuthigen Hügel, auf denen dicht gereiht die weißen Buchen standen, jene Buchen, die sich zu dem Wald einten, der mir so heilig war. Denn in diesem Wald sah ich mein Lieb zum ersten Male.

Mein Lieb?

Nein, nimmermehr mein. Nie mehr mein! Da stand ja in dem kleinen Blatt, daß sie einem Anderen angehörte. Zwei winzige Zeilen waren es nur; wie hätte ich je gedacht, daß so wenige Lettern so viel Leid melden könnten. So viel Leid ... und so viel Freude. Der, dem Marie die zarte Hand reichte, mußte er nicht der glücklichste Mensch der Erde sein? — Leid und Freude, beide so unermeßlich ... und nur so wenige Buchstaben!

Nun lagerten sich die Abendschatten dicht und dichter über den Wald, der in allen meinen Träumen sonnendurchhaucht und maifrisch dastand.

Da war vorbei — — — ich war erwacht.

Ich weiß nicht, wie lange ich hinausschaute in den Abend und in die Vergangenheit, es war aber mittlerweile dunkel geworden und Tante Juliane trat mit der hellbrennenden Oellampe ein, die sie ruhig auf den Tisch setzte. „Lasse die Vorhänge herunter, Carl,“ sagte sie, „und dann komm her und lies mir die Zeitung vor, damit wir wissen, wie es draußen in der Welt aussieht. Ich fürchte, nicht zum Besten.

Es liegt wie ein dumpfes Wetter über dem Lande, wer weiß, was die Zeiten uns bringen!"

Ich gehorchte der Tante. Das Mädchen brachte das mit glühenden Kohlen gefüllte Comfort mit dem blanken Theekessel darauf und stellte das Theegeschirr auf den Nebentisch. Tante Juliane setzte sich auf das Sopha und strickte. Es war so behaglich in dem Zimmer wie nirgend auf der Welt.

Wir begannen zu lesen. Tante Juliane hatte Recht. Es sah trübe aus in deutschen Landen. Frankreich hatte wieder einmal den Ton angegeben, eine häßliche Dissonanz, die keiner harmonischen Auflösung fähig war, die nur langsam in Klage und Trauer verhallen konnte, und unser Deutschland stimmte mit ein in diesen schauerlichen Accord, als offenbare sich ihm die Musik der Sphären. Wieder war das hehre Götterbild der Freiheit zum Götzenbild entwürdigt, dem unzählige Opfer fielen. Das Volk war trunken von dem Blute derer, die es erschlagen; es mochte auch wohl nicht nachdenken über das, was es gethan und suchte in neuen Greueln das Vergessen der eben begangenen.

„So wird es auch bei uns werden," sagte Tante Juliane ernst und nachdenklich, als ich die neuesten politischen Nachrichten vorgelesen hatte. „Noch ehe die Bäume in Blüthe stehen, läuten auch von unserem Thurme die Sturmglocken. Mir ist's, als hörte ich sie schon. Denn wisse, im Alter wird das innere Schauen lebendiger. Bevor das Leben uns ganz verläßt, leuchtet die Morgenröthe der Zukunft dämmernd zu uns herüber, bis wir einschlafen, in der Hoffnung auf einen neuen sonnenglänzenden Tag, ohne düstere Schatten und trübe Wolken. Mir ist, als läge jetzt ein dunstiger Schleier vor der nächsten Zeit wie ein Höhenrauch, der den Athem beklemmt und jegliche Creatur mit Angst erfüllt. Ich fürchte, wir haben des Schlimmen Viel zu erwarten."

„Und wenn Du wahr sprichst, Tante Juliane, wenn auch hier die Sensen zum Schwerte werden . . . mir soll's recht sein. Sie kränken unsere Rechte, die hohen Herren, sie treten uns mit Füßen, sie verdienen nicht zu leben, so lange wir nicht als ihres Gleichen gelten, denn die Erde

ist für Alle und nicht allein für die Aristokraten. Die mögen auch einmal fühlen, was es heißt zu leiden."

Tante Juliane ließ die geschäftigen Stricknadeln ruhen und sah mich an. „Ist das Dein Ernst?" fragte sie.

„Gewiß," antwortete ich. „O, ich kann Dir nicht sagen, wie ich sie hasse —"

„Alle?"

„Alle miteinander."

„Du wirst Deine Gründe dazu wohl haben . . . ich liebe nichts weniger, als wenn ein Mann unberechenbar handelt und ohne Grund," antwortete Tante Juliane ruhig. Dann fügte sie mit unendlich weicher Stimme hinzu: „Ich selber, mein lieber Junge, hätte auch wohl Ursache, sie zu hassen . . . aber ich habe verziehen. — Nun leb wohl, Carl. Geh nach Hause. Grüße Deinen Vater von mir!"

Tante Juliane sah so weihevoll, so feierlich aus, als sie die letzten Worte zu mir sprach. Gern hätte ich eine Deutung ihrer Rede gehabt, aber ich wagte nicht zu fragen, sie erschien hoch und erhaben, mit einem Worte: unnahbar.

„Gute Nacht, Tante!"

„Du darfst mir den Gutenachtkuß geben," rief sie, als ich mich schon zum Gehen wandte, „Du junger Aristokratenfresser."

Ich drückte, wie schon so oft, einen Kuß auf die feingeschnittenen Lippen der guten Tante.

„Vergiß, was der heutige Tag Dir brachte," flüsterte Tante Juliane mir leise zu. „Du bist im Grunde doch noch ein großes Kind." — — —

In wenigen Minuten befand ich mich in dem elterlichen Hause. Die Entfernung zwischen diesem und der Wohnung der freundlichen Tante war keine sehr große. Auf dem Lande sind die Entfernungen nie so bedeutend, wie in großen Städten; man rückt sich nachbarlich so nahe wie möglich und findet die Wege nur weit, um Lässigkeit in den Besuchen zu entschuldigen.

Mein Vater war vor nur wenigen Minuten von der Praxis zurückgekehrt. Der Kutscher führte die Pferde in den Stall und die Laternen brannten noch an dem Wagen. In

der Küche loderte das Feuer hell auf dem Herde, das späte Nachtessen rasch zu bereiten. Mein Vater war sehr ernst. Er kreuzte die Hände über dem Rücken und ging schweigsam im Zimmer auf und ab. Kaum antwortete er auf meinen Gruß, als ich in's Zimmer trat. Da ich wußte, daß man ihn nicht stören durfte, wenn er auf- und niederschreitend über einen schweren Fall nachdachte, setzte ich mich ruhig nieder nnd nahm ein Buch zur Hand. Es ging aber nicht mit dem Lesen, eben so wenig wie mit dem Vergessen, das Tante Juliane mir anempfohlen hatte. Ich mußte immer wieder an die beiden Zeilen in der kleinen Zeitung denken.

Plötzlich hielt mein Vater mit dem ruhelosen Wandern inne und stellte sich vor mich hin. „Carl, Du bist kein Knabe mehr," sagte er und sah mich prüfend an.

Ich wußte nicht, wie ich diese Worte deuten sollte; Tante Juliane hatte noch vor Kurzem das Gegentheil behauptet.

„Wir gehen einer ernsten Zeit entgegen," fuhr mein Vater fort. „Ich wurde heute Nachmittag zu einer Consultation in die Stadt gerufen. Ich hörte dort schlimme Neuigkeiten." Und nun erzählte er, wie überall mit unheimlicher Schnelle, wie auf ein verabredetes Zeichen Unruhen ausgebrochen seien, wie schon in den Hauptstädten bedeutende Conflicte stattgefunden hätten und der Strom des Aufstandes sich immer näher wälze. „Auch in unserem Nachbarlande sind bereits einige Ungesetzlichkeiten vorgefallen," schloß er seine Mittheilung, „die Tagelöhner haben den Gutsherren den Gehorsam gekündigt; man erzählt sich, daß eine Rotte Aufständischer den Grafen von W. von seinem Gute verjagt und das Stammschloß angezündet habe. Freilich werden die Menschen nicht besonders milde von unseren Nachbarn und Sprachverwandten behandelt, allein, wer schützt uns vor gleicher Anarchie? — Und was würdest Du thun, wenn auch hier sich solche Dinge begeben sollten?"

„Ich? — Ich würde mich auf die Seite Derer stellen, denen das Recht gehört. Ich würde die Hände nicht in den Schooß legen und —"

„Mitmachen, wenn Alles drüber und drunter geht," schnitt mein Vater mir das Wort ab. — „Das habe ich mir wohl

gedacht und bin daher mit mir einig geworden, Dich so lange, bis der Spectakel zu Ende sein wird, nach Christiania zu schicken. Du kannst dort einen alten Universitätsfreund von mir besuchen, der Deine Privatstunden leiten wird. Dort droben im Norden liegt noch Schnee und Eis, dort wird man ruhig sein, denn wenn es friert und schneit, machen die Völker keine Revolution. Wenn die Leute fürchten, daß ihnen beim Kampf um die Freiheit die Finger erfrieren ... dann ist ihnen die Freiheit nicht wünschenswerth. — Du wirst in den nächsten Tagen reisen."

Widerspruch duldete mein Vater niemals, ich wagte in diesem Augenblick daher nicht, irgend welche Meinung zu äußern.

„Es wird schon Rath kommen," dachte ich.

Das Nachtessen wurde gebracht.

„Willst Du mir Gesellschaft leisten, Carl?"

„Ich danke Dir. Heute Abend trank ich den Thee bei Tante Juliane. — Sie läßt Dich grüßen."

„Es wird besser sein, wenn meine Schwester zu mir zieht; sie wohnt zu isolirt in ihrem Häuschen. Ich werde noch morgen mit ihr reden."

„Glaubst Du, daß die Gefahr so nahe ist?"

„Vorsichtsmaßregeln müssen zur rechten Zeit angewandt werden, sonst sind sie überflüssig."

Mein Vater setzte sich schweigend zum Nachtessen nieder. Ich sah ihm an, daß seine Gedanken in der Ferne weilten und merkte recht wohl, daß er mir nicht Alles vertraut hatte, was er von dem Aufstande und den Unruhen wußte. Er mochte mich wohl noch nicht reif genug halten für die Dinge, welche im Leben des Volkes vor sich gingen. Ich hatte allerdings auch mein Geheimniß vor ihm, aber was mich abhielt, ihm den Grund meiner Wuth auf die Aristokraten mitzutheilen, das war der Respekt. Tante Juliane hatte ich Alles sagen können, was mich bedrängte, die war so sanft und milde wie eine Mutter zu mir.

So saßen wir schweigend, bis mein Vater mir sagte, daß es Schlafenszeit sei und ich mich verabschieden und mein Zimmer aufsuchen durfte.

Es wurde mir schwer, Ruhe zu finden. Die Gedanken jagten sich, einer drängte den andern, keiner wollte sich loslösen, um die Seele ganz zu erfüllen, um leiser und leiser verhallend, sich zum Traume zu gestalten. Wie oft schlummerte ich sonst ein mit dem Gedanken an Marie und wandelte im Traum mit ihr auf weichen, rosigen Wolken. Dann sah ich weder die Erde noch den Himmel, ich sah nur Marie. Heute Abend aber waren die Traumwolken verschwunden und neben ihr stand Jemand, den ich freilich nicht kannte, aber glühend haßte. Und der Haß läßt nicht schlafen.

Es mochte wohl gegen Mitternacht sein, als ich aus dem unerquicklichen Halbschlaf erwachte, der sich über meine Sinne gelegt. Ich fuhr auf ... deutlich hörte ich das hastige Läuten der Sturmglocke. Immer rascher folgten die Schläge auf einander, immer ängstlicher und flehender. Mit einem Sprunge eilte ich ans Fenster. Da erblickte ich die Ursache des Sturmläutens. Ueber dem Wald röthete sich der Himmel in dunkler Gluth, helle Lichtfunken wirbelten empor und Rauchwolken wälzten sich schwer über die Spitzen der Bäume.

Das Schloß im Walde mußte in Flammen stehen.

So rasch wie jetzt war ich noch nie in die Kleider gekommen; schon nach wenigen Minuten stand ich reisefertig auf dem Hausflur. Auch mein Vater war erwacht.

„Wohin gehst Du, Carl?"

„Zum Feuer."

„Ich glaube, es wird besser sein, Du bleibst hier! — Das Feuer ist kein gewöhnliches. Der Graf war stets hart gegen seine Leute. Ich fürchte, diesem Feuerzeichen werden mehrere folgen."

„Sie verdienen ihr Loos, die Unterdrücker der Menschheit," rief ich leidenschaftlich aus, „die Nemesis ereilt jeden Frevler."

Bei diesen Worten hatte ich die Thür geöffnet — sie war nur mit einem Riegel verschlossen, um den Hülfesuchenden während der Nacht raschen Einlaß zu gewähren — und eilte, ohne auf die rufenden Worte meines Vaters zu hören, dem Walde zu.

Ich mußte an dem Spritzenhause vorbei. Die mir wohl-

bekannte Stimme des Bauervogtes forderte die Leute auf, das Löschgeräth nach dem Brandplatze zu schaffen, aber keine Hand rührte sich.

„Wir gehen nicht," sagten die Leute. „Dem Grafen geschieht schon recht."

Also doch! Mein Vater hatte sich umsonst bemüht, mir die Nähe der Gefahr zu verschweigen, nun war der Aufstand auch bei uns losgebrochen. — Im Laufschritt eilte ich vorwärts, mich trieb ein banges Gefühl, eine namenlose Angst um . . . Marie.

Der Waldweg war mir nur zu wohl bekannt, ich hätte ihn selbst in finsterer Nacht nicht verfehlt. Jetzt aber hatte ich nur nöthig, dem hellen Schein zu folgen, der dämonisch durch die Lichtungen schimmerte und die weißen Buchenstämme mit brennendem Roth überzog. Immer feuriger erglommen die Stämme und Zweige, je näher ich kam; der Nachtwind trieb mir den Brandgeruch zu; ich hörte das ängstliche Brüllen der Kühe, welche vom Feuer erfaßt wurden. Es unterlag keinem Zweifel, die Scheuern und Wirthschaftsgebäude brannten. Und so war es auch. Der große, schöne Hof war in ein Flammenmeer verwandelt, in dessen unmittelbare Nähe sich Niemand wagen konnte. Das massiv gebaute Schloß lag seitwärts, auf drei Seiten von Wasser umgeben. In seinen hohen Fenstern glänzte der Widerschein der furchtbaren Gluth. Auf der Freitreppe des Schlosses standen Leute und begehrten lärmend Einlaß. Man konnte sie deutlich erkennen, denn die Nacht war taghell erleuchtet: es waren Untergebene des Grafen.

In dem Schlosse schien alles wie ausgestorben. Niemand zeigte sich am Fenster, kein Licht brannte in den Gemächern. Es war auch nicht gerathen, sich den Fenstern zu nähern, denn hin und wieder zertrümmerten wohlgezielte Steine die großen Scheiben. Lautes Jubelgeschrei folgte jedesmal einer solchen Heldenthat.

Jetzt kamen einzelne Leute mit Brecheisen und Aexten. Man wollte den Eingang mit Gewalt erzwingen.

„Er hat uns schlechter behandelt, als das Vieh," schrieen die Leute, „wir wollen Freiheit und Gleichheit." — „Nun wollen wir auch einmal Graf sein. Aufgemacht."

In der That schlugen sie mit den Aexten gegen die große geschnitzte Thür. Den vereinten Kräften mußte es möglich werden, den Eingang zu erzwingen. Waren die Bewohner aber überhaupt noch in dem Schlosse, oder hatte man sie rechtzeitig gewarnt? Alles war so still.

Da krachte ein Schuß aus einem Fenster des Schlosses und gleich darauf noch einer. Ein Wuthgeheul antwortete, denn zwei von den Leuten waren getroffen. Diese Schüsse hatten das Schicksal der Schloßbewohner besiegelt.

Wo war mein Rachegefühl geblieben in diesem Augenblick? Auf welcher Seite stand das Recht? Auf der Seite Jener, welche die Scheuern angezündet hatten und das Leben des Mannes und seiner Angehörigeu bedrohten, der einen vielleicht zu ausgedehnten Gebrauch jener Vorrechte gemacht hatte, die altes Herkommen ihm übertrugen, oder handelten die im Rechte, welche im Acte der Nothwehr auf die schreiende Horde feuerten?

Was aber hatte Marie den Menschen gethan, die heulend und tobend auf das Schloß eindrangen? Sollte ihr Tod vielleicht den Weg zur Freiheit und Gleichheit ebnen, zu jener Freiheit, die im Mordbrand und der Entmenschlichung Anfang nahm?

Im Augenblicke der Noth lernt der Mensch Sehen, Hören und Denken, seine Sinne gewinnen an Intensität, seine Gehirnthätigkeit steigert sich in ungeahnter Weise, so daß die aus solchen Momenten hervorgehende Handlung oft den Eindruck des Uebernatürlichen, des Wunders macht.

War es ein Zufall, ein Wunder, oder sah ich, weil ich sehen wollte, sehen mußte? Mein Auge entdeckte auf dem teichartig erweiterten Graben, der das Schloß von drei Seiten umgab, einen leer treibenden Kahn. Diese zierliche Gondel, dazu gebaut, von weißen Schwänen umkreist, leicht auf dem wellenlosen Wasser einherzugleiten, erschien mir plötzlich als Helfer in der Noth. Der schwanke Kahn wurde zum Felsen, auf den ich meine Hoffnung baute. Die tobende Menge hatte mich noch nicht entdeckt, denn eine dichte Taxuswand, welche sich bis an das Wasser erstreckte, verbarg mich. — Rasch warf ich das entbehrliche Zeug ab, entledigte mich der Stiefel

und glitt so geräuschlos wie möglich in das Wasser. Ich fühlte weder die Frische der Frühlingsnacht, noch die Kälte des Wassers und dachte nicht an eigene Gefahr; ich fürchtete mich ebenso wenig, wie damals, als ich den seichten Bach durchwatete, um das Grabmal im Walde zu erreichen.

Mit wenigen Stößen war ich bei dem Kahn, den ich erfaßte und langsam in den dunklen Schatten zog, welchen das Schloß über das Wasser warf. Dann erst hob ich mich aus dem Wasser und stieg vorsichtig in das kleine Fahrzeug, das ich an die Treppe ruderte, welche in zierlichen Windungen von dem ersten Stock des Schlosses bis auf das Wasser führte. Rasch war der Kahn befestigt und nur weniger Secunden bedurfte es für mich, die Balconthür zu erreichen.

Welch' ein Glück: die Thür war unverschlossen.

Ich eilte vorwärts durch die weiten Gemächer; unhörbar war der Schritt auf den weichen Teppichen, zumal die hart auftretenden Stiefel draußen hinter der Taxushecke lagen. Als ich die letzte Thür öffnete, bot sich mir ein seltsames Bild dar.

Der helle Feuerschein fiel durch die großen Bogenfenster in einen hohen Saal, dessen Wände mit Wandgemälden decorirt waren. Die Schäfer und Schäferinnen lächelten und führten frohe Tänze auf; holdselige Gestalten wanden Rosenkränze und schmückten bebänderte Cavaliere mit bunten Blumen. Auf einem Divan, unter dem verlockendsten der Bilder, lag, bleich wie der Tod, ein junger Mann. Seine Stirn war mit Blut überströmt, das eine in dunkle Seide gekleidete Dame mit einem weißen Tuche zu stillen bemüht war. Ich erkannte sie im ersten Augenblicke ... es war Marie, die Marie, welche mich vergessen hatte, die so groß und schön geworden war. Ach wie schön! Mitten in dem Saale stand der Graf und lud seine Doppelflinte. Sein Antlitz war vom Gram gefurcht, seine Augen glühten im Zorn, aber die Hand trieb den Ladestock so ruhig und sicher in den Lauf, als handle es sich um ein Schießen nach der Scheibe.

Der Graf erblickte mich! Sein Auge ruhte einen Augenblick fest und durchdringend auf mir. „Dies Haus ist mein Haus!" rief der Graf und legte die Flinte auf mich an.

In demselben Moment war Marie aufgesprungen und schlang ihre beiden Arme um den Vater. „Schieße nicht!“ rief sie mit angsterfüllter Stimme. „Er gehört nicht zu Jenen — er wird uns retten.“

Der Graf ließ die Flinte sinken. „Wer sind Sie?“ fragte er.

Mit kurzen Worten setzte ich ihm auseinander, auf welche Weise es mir gelungen sei, in das Schloß zu dringen. Ich sagte ihm, daß der Kahn unten an der Treppe läge und Rettung möglich sei.

Der Graf warf einen Blick auf den bewußtlos Daliegenden. „Wir können nicht fliehen,“ sagte er darauf zu Marie gewendet. „Dein Bräutigam kann uns nicht folgen. Es wäre ehrlos, ihn zu verlassen.“

Die Axtschläge fielen rascher und rascher gegen die Thür. Die Menge stieß ein lautes Freudengeschrei aus, als wenn sie im Begriff stände, ihre Absicht zu erreichen.

„Jede Secunde ist kostbar,“ rief ich. „Lassen Sie uns eilen, ehe es zu spät wird.“

Der Graf blieb unbeweglich.

Ein Steinwurf zerschmetterte in diesem Augenblick eine Fensterscheibe und klirrend fiel der Stein auf eine große chinesische Vase, die er zertrümmerte.

Ein ähnlicher Wurf mochte den jetzt ohnmächtig Daliegenden getroffen haben.

„Wir tragen den Verwundeten in den Kahn,“ rief ich. „Gott wird uns beistehen.“

Ein lautes Krachen und ein lauter Freudenschrei kündigten an, daß die Thür gesprengt war. Jetzt half kein Zaudern. Rasch faßten wir den Verwundeten und trugen ihn so eilig wie möglich hinab. Marie folgte.

Es gelang uns, Platz in dem winzigen Kahn zu finden. Marie saß auf dem Bänkchen bei dem Steuer und barg das Haupt ihres Verlobten in ihrem Schooß. Der Graf stand in der Mitte mit dem einen Ruder, ich führte das meine vorne am Bug. Nur langsam konnten wir vorwärts kommen. Die Ruder durften kein Geräusch machen, und jede überflüssige Bewegung hätte den Kahn zum Umschlagen gebracht.

Uns deckte aber der Schatten des Schlosses und dann kam die rettende Taxushecke. Du vielgeschmähter Baum, wie dankbar war ich in deinem dichten Nadelgewirr in dieser Nacht, wie pries ich im Stillen dein winterliches Grün!

Die Landung ging gut von Statten. Kaum nahm ich mir Zeit, die abgeworfenen Kleider anzulegen, denn wir mußten suchen, eiligst aus dem Bereiche des Verderbens zu gelangen. Der Graf faßte seine Doppelflinte mit beiden Händen und stellte so einen Sitz her, auf den ich den immer noch Bewußtlosen hob. Marie schlang den herabhängenden Arm ihres Verlobten um ihre Schulter und ich nahm seine Füße. So schlichen wir durch den Park, langsam, Schritt für Schritt, bis der Wald erreicht war.

Den gewöhnlichen Weg durften wir nicht einschlagen, um nicht Leuten zu begegnen, die zum Brandplatze eilten und deren Absichten wir nicht kennen konnten. Aber ich wußte einen Weg, ich hatte ihn damals selbst gefunden.

Der Graf ließ mich gewähren, er folgte still und schweigsam.

Nun hatten wir das Grabmal erreicht. Der Verwundete schlug die Augen auf. „Wasser", flehte er.

Der Bach rauschte in der Nähe, der Bach, an dessen Ufer ich einst die glücklichsten Stunden verträumte. Wir ließen den Verwundeten nieder. Auch dem Grafen schienen die Arme müde geworden zu sein. Ich eilte an den Bach.

Ein Trinkbecher fehlte, aber wozu ist nicht eine Primanermütze gut? Es war kein eherner Helm, wie der, aus dem einstmals Alexander der Große trank, aber darauf kam es hier nicht an. Auch das Taschentuch konnten wir netzen und dem Verwundeten um die Stirne schlingen. Dann brachen wir wieder auf. Es ging besser, als vorhin, denn das Leben kehrte dem Ermatteten zurück, und er bedurfte nicht unserer ganzen Kraft. Wir durchschritten den Bach, dann kamen die Tannen, in deren Wipfeln es wundersam rauschte, und nun zeigten sich die Erlen. — Immer noch leuchtete das Feuer.

Der Graf sah nicht rechts noch links; für sein brennendes Gut hatte er keinen Blick des Abschieds. — Er mußte hart sein, sehr hart.

Endlich nach langem Wandern waren wir zur Stelle.

Glücklich hatte ich die Verfolgten in einen mir wohlbekannten Garten gebracht, und vor uns lag das Asyl ... das Haus Tante Julianens.

Ich klopfte leise an das Fenster von Tante Julianens Schlafgemach. — Keine Antwort.

Tante Juliane war doch nicht etwa schon zu meinem Vater gezogen? Dann war Alles vergebens. In unserem Hause waren zu viele Menschen; wie hätten dort wohl die Flüchtlinge verborgen bleiben können?

Ich bat den Grafen und seine Familie, einen Augenblick zu verziehen. Mariens Bräutigam war wieder ohnmächtig geworden. Wir hatten ihn auf die Gartenbank gelegt. Rasch eilte ich nach der Straße. Tante Juliane war noch wach, denn matter Lichtschein fiel durch die herzförmigen Ausschnitte der Fensterladen. Wieder klopfte ich. „Tante Juliane," rief ich, „ich bin's. Oeffne die Gartenthür, ich bitte Dich um Alles in der Welt, öffne!"

Das Licht verschwand, und als ich wieder bei den Flüchtlingen war, hatte Tante Juliane die Thür zum Garten bereits geöffnet.

„Tante ... um Gotteswillen ... Du mußt mir beistehen. Wenn Du mich nur ein ganz Wenig lieb hast, nimm die Fremden bei Dir auf ... nur für kurze Zeit, bis Rath geschafft ist ... sie können nicht weiter. Ihr Leben ist bedroht, Tante! Ich beschwöre Dich, versage mir diese Bitte nicht!"

„Welche Fremde?" fragte Tante Juliane erstaunt.

Der Graf war aus dem Dunkel hervorgetreten, das Licht der Lampe fiel auf seine Züge.

„Der," rief Tante Juliane entsetzt. „Den bringst Du mir?"

„Ich will Sie nicht belästigen," sagte der Graf. „Ich wußte nicht, daß der junge Mann uns zu Ihnen führen werde."

Ich verstand den Vorgang nicht. „Tante, Du hast sein Leben zu verantworten, wenn er stirbt!" rief ich.

„Sein Schicksal liegt in Gottes Hand," sagte der Graf.

„Wen meint Ihr?" fragte Tante Juliane mich leise.

„Mariens Bräutigam," flüsterte ich. „Er liegt schwer verwundet auf der Gartenbank."

Tante Juliane sah mich an; in ihren Augen leuchtete

es wunderbar, und jene feierliche Weihe, die ich schon am Nachmittage bemerkt, legte sich wieder über ihre Züge. „Er soll mein Gast sein," sagte die Tante. „Treten Sie ein, Herr Graf," fuhr sie fort. „Mein Haus ist das Ihrige."

Der Graf biß sich auf die Lippen, sein Antlitz färbte sich purpurroth. „Es thut mir unendlich leid, Ihnen beschwerlich zu fallen," sagte er in höflichem Ton, dessen leichtes Zittern jedoch eine heftige innere Erregung nicht verkennen ließ, „allein ich hoffe, daß Sie mir die Ungunst der Verhältnisse nicht zur Last legen werden."

„Herr Graf," erwiderte Tante Juliane, „der äußeren Nothwendigkeit müssen wir Alle gehorchen." Mir fiel auf, daß sie dem Worte ‚äußeren' einen besonderen Nachdruck gab. Im Uebrigen war sie wieder ruhig, wie immer.

Wir trugen den Verwundeten in das Haus. Er fand ein Unterkommen in dem freundlichen Fremdenzimmer, das Tante Juliane stets wie ein Puppenstübchen hielt. Meinem Vater hatte ich schon oft bei Operationen assistirt — wollte ich doch auch Mediciner werden — jetzt fühlte ich mich ganz als Arzt. Ich wusch dem Verletzten das geronnene Blut aus dem Gesicht und verordnete kalte Umschläge. Der Graf mußte die Rolle eines Krankenwärters übernehmen.

„Ich danke Ihnen für Ihre ... Aufopferung," sagte er, „und bitte Sie dringend, auf Ihre eigene Gesundheit Rücksicht zu nehmen. Mir wird es leicht werden, diese Nacht zu wachen."

Er hatte nicht Unrecht. Jetzt, da die Aufregung sich legte, fühlte ich die Wirkung der nassen Kleider und des schweren Marsches. Noch einmal sah ich nach dem Verwundeten. Er schlief. Mein Auge war in diesem Moment nicht das des Arztes, der nur die Krankheit sucht; ich mußte wieder und wieder hinblicken auf das schöne männliche Antlitz, das jetzt marmorbleich auf den Kissen ruhte; ich mußte mir sagen: wie ist er schön, wie wenig gleichst du ihm. War er doch der Glückliche ... der Verlobte Mariens.

Tante Juliane erwartete mich bereits. Sie nahm meine rechte Hand in ihre beiden Hände und hielt sie liebkosend. „Carl," sagte sie dann, „der Graf und seine Familie sind vorläufig gut bei mir aufgehoben, ich werde für sie sorgen.

Mein Mädchen wird schweigen, denn wenn Jemand erführe, daß die Verfolgten sich hier befinden: wer weiß, was geschehen könnte. Nun gehe nach Hause. Sende mir Deinen Vater morgen früh, damit er nach dem Verwundeten sieht und denke darüber nach, was weiter mit meinen Gästen geschehen soll. Ganz sicher sind sie hier nicht. — So, nun geh' und schlafe wohl. Auf dem Tisch steht ein Glas Portwein für Dich, es wird Dir keinen Schaden thun."

Ich trank den Wein, die Tante ließ mich vorsichtig aus dem Hause. Marie sah ich nicht.

Das Feuer schien dem Erlöschen nahe zu sein, denn die Röthe am Himmel nahm bereits ab; im Dorfe war Alles still. Im Osten lichtete sich das Blau des Himmels — es wollte schon Morgen werden.

Der Nachtriegel an unserer Hausthür ließ sich von Eingeweihten auch von Außen aufschieben; ich öffnete die Thür leise, die Glocke schlug kaum hörbar an, und auf den Zehen schleichend, erreichte ich mein Zimmer.

Anfangs fror mich, als ich im Bette lag. Dann aber trat die Gegenwirkung ein, der Kälte folgte Wärme, der Körper begann zu glühen, der Kopf wurde schwer, Gedanken aller Art jagten vorbei wie die wilde Jagd; — so viel war ich bereits Medicus, um wissen zu können, daß ich mich in den Besitz eines deutlich ausgesprochenen Fiebers gesetzt hatte.

Ich freute mich innerlich über diese Weisheit, ich triumphirte ordentlich. Ich versuchte den Pulsschlag zu zählen: eins, zwei, drei, vier, fünf — — — —. Ich zählte immer weiter, und jede Zahl setzte sich vor mein Bett, bis das ganze Zimmer voll von Zahlen war, so voll von Zahlen, daß ich sie gar nicht mehr begreifen konnte, so viel, so unsägliche Mühe ich mir gab, so oft ich auch von vorne anfing. — — — —

Fast drei Wochen habe ich auf diese Weise gezählt — — — da erst wachte ich wieder auf und zählte nicht mehr. Ich war sehr krank gewesen. Am Morgen nach der ereignißreichen Nacht hatte mein Vater mich besinnungslos, heftig fiebernd und phantasirend im Bette gefunden. Die nassen Kleider gaben ihm die Fährte an, auf welcher die Ursache

der Krankheit zunächst zu suchen war, und danach richtete er seine Behandlung ein. Er meinte später, ein kaltes Bad würde meiner eisernen Gesundheit kaum geschadet haben, aber das lange Verweilen in der Nässe, das sei eben verderblich gewesen.

Und die Gemüthsaufregung? — Ja — — die konnte er nicht kennen und mit hineinziehen in seinen Calcul.

Eine meiner ersten Fragen war die gewesen, ob das Feuer bereits gelöscht sei. Man ließ mich in dem Irrthum, nur wenige Stunden geschlafen zu haben, und erst nach und nach erfuhr ich die wirkliche Lage der Dinge.

Der Graf war mit seiner Tochter in's Ausland gereist; man meinte, nach Rußland. Der Verlobte Marien's war wieder hergestellt und ebenfalls davongegangen.

Tante Juliane hatte keinerlei Ersatz für Pflege und Mühewaltung annehmen wollen; dafür war das Honorar für meinen Vater um so reicher — fast fürstlich — ausgefallen. — Sie waren Nichts mehr schuldig!

Die Unruhen legten sich auch gemach. In unserer Gegend war Alles still geworden. Einige Compagnien Soldaten hatten die Ordnung wieder hergestellt, etliche der Rädelsführer saßen im Gefängniß, die Todten jener Nacht waren begraben und vergessen.

Die Opfer, welche für die Freiheit fallen, vergißt das Volk gar bald, und wenn es Freiheit erhält, will es dieselbe nicht anerkennen, weil sie des äußeren Flitters entbehrt. Der Freiheit fehlt Hermelin und Krone, sonst würde sie herrschen.

Die politische Welt genas, ebenso, wie ich von dem meinen, von ihrem Fieber. Als der Herbst die Blätter färbte, ging Alles wieder die alte Bahn. Freilich war hier und da ein Stein hinweggeräumt, der früher ein Hinderniß in dem fortschreitenden Gange gewesen war, und mancher Schlagbaum mußte bei dem nächsten kräftigen Windstoße fallen. Es bedurfte hierzu jedoch keines Sturmes, der schonungslos auch die schützenden Dächer zerstört; nein, nur eines frischen Luftzuges.

* *
*

Eine Reihe von Jahren war verflossen. Ich saß wieder bei Tante Juliane, und zwar als promovirter Mediciner. Die Universität hatte mir den Doctorhut verliehen, das Staatsexamen gab mir das zweischneidige Messer der Erlaubniß zu prakticiren in die Hand. Ich war berechtigt, frei und unbehelligt mit diesem Messer unter meinen Nebenmenschen umherzuwandeln.

Tante Juliane war älter geworden, aber unser Verhältniß war noch inniger als früher. Ich hatte Besitz von dem freundlichen Fremdenstübchen genommen. Sie wünschte es so.

Wir hatten stets viel mit einander zu sprechen. Tante Juliane war so erfahren, und hatte so ein kluges Urtheil, und ich hatte ein Thema, auf das ich mit besonderer Vorliebe zu reden kam. Dies Thema war ein holdes, schönes Kind, das ich in Heidelberg liebgewann. Einen hübschen Schatz von Kenntnissen hatte ich von dort mitgebracht, mein Herz aber war zurückgeblieben an den Ufern des frohen Neckar.

Sonderbar. Mit Tante Juliane konnte ich über diesen für mich ausnahmsweise wichtigen Fall sprechen; dem Vater dagegen hatte ich hierüber noch keine Silbe verlauten lassen. Tante Juliane meinte, das wäre auch eben so gut und hätte noch Zeit.

Wie immer, so mochte sie auch diesmal wiederum das Rechte getroffen haben, denn mir fehlten Stellung und Praxis, um ein Weib heimführen zu können. Der strenge Vater würde von Leichtsinn geredet haben und wer weiß, ob ich ruhig geblieben wäre. Tante Juliane wußte, daß dann von beiden Seiten herbe Worte fallen würden und die wollte sie vermieden wissen. Sie war so klug und so gut; in ihrem Herzen waltete der Friede.

Ueber jene verhängnißvolle Nacht sprachen wir nicht. Tante Juliane wußte jeder Andeutung auszuweichen und als ich einmal eine direkte Anfrage an sie stellte, antwortete sie ernst: „Laß die Vergangenheit ruhen, sie schmerzt mich mehr, als Du glauben magst."

An einem Abend kehrte ich heim, es war in der

Dämmerstunde, wie damals, als ich der Tante von den beiden Kindern erzählte, die einen Traum von Glück und Liebe im Walde geträumt hatten, und brachte ihr die Nachricht, daß der Graf gestorben sei und seinem Wunsche gemäß im Walde bestattet werden sollte. Tante Juliane antwortete mir nicht, als sie diese Kunde erfuhr, aber sie verhüllte ihr Antlitz und weinte bitterlich. Ich setzte mich schweigend nieder und wagte nicht zu fragen, warum sie weinte, als es aber schon fast dunkelte, begann sie mit leiser Stimme: „Ich habe ihn geliebt, nun weißt Du, warum ich weine. — In jener Nacht sah ich ihn wieder, zum ersten Male nach langer, langer Zeit, ihn, den ich niemals wieder zu sehen wünschte. Ja, Carl, Du wußtest nicht, wen Du mir brachtest, Du ahntest nicht, daß mit ihm mühsam zum Schweigen gebrachtes Leid über meine Schwelle trat und seine klagende Stimme erhob." — Sie schwieg eine kleine Weile, als wenn sie sich auf Früheres besänne und fuhr dann fort: „In meiner Jugend war ich schön. Sie sagten es Alle. Ich ward gefeiert von den Besten und Liebenswürdigsten. Das war, als Deine Großeltern noch in der Stadt wohnten. — Er widmete sich damals der juristischen Carrière und war noch nicht Graf, denn sein älterer Bruder, der Majoratsherr, lebte. Mir versprach er den Himmel und die Erde, und ich glaubte ihm, denn ich liebte ihn mit der ganzen Allgewalt des Herzens."

„Siehst Du, Carl, ich konnte damals ahnen, was die Ewigkeit bedeutet, so unendlich war meine Liebe, aber ich sollte erfahren, daß auf Erden nichts ewig ist. — Sein Bruder starb, er wurde Erbe und Majoratsherr und da mußte er mich verlassen. So wollten es die Satzungen der Welt, in der ich lebte, der er angehörte, und von da an wurde mein Leben leer und öde wie ein Herbsttag, durch dessen dichte Nebel kein Sonnenstrahl dringt. Stunden kamen, in denen ich ihn haßte, aber sie vergingen ebenso, wie einst die Stunden seligen Glückes, und ich lernte tragen und dulden. — Carl, nun weiß ich aber doch, daß die Liebe ewig ist, denn in jener Nacht ließ er mich tief in sein Inneres blicken, in jener Nacht schüttete er mir sein Herz aus. Er

ist elender gewesen als ich, denn sieh', er hatte meiner nicht vergessen und nicht jener Zeit des Glückes, und zu der Trauer um verlorenes Glück gesellte sich das Bewußtsein der Schuld. Das Leid, das ich in Demuth trug, das sollte ihm der Stolz tragen helfen, aber der Stolz ist ein gar übler Freund, denn er meint es nicht ehrlich.

Er durfte nicht lieben, wie sein Herz wollte, das litten die Gesetze seines Standes nicht, und so ward er lieblos wie die alten Satzungen und ward hart gegen seine Untergebenen. In jener schrecklichen Nacht, als die Flammen zum Himmel aufloderten, da war die Saat der Lieblosigkeit aufgegangen, die er gesäet hatte, da hatte der Haß die Herrschaft auf der Erde und drohte ihm Leib und Leben zu nehmen, ihm und den Seinigen. Da klagte er sich an und die Satzungen seines Standes, die ihn gezwungen hatten, die Liebe zu verrathen und aller Stolz war von ihm gewichen und ich konnte ihm sagen, daß ich ihm verziehen hätte, schon lange, lange.

Das hätte ich ihm nicht sagen können, wenn Du ihn nicht gerettet und zu mir geführt hättest, Carl, und deshalb hab' ich Dich noch einmal so lieb und deshalb mußt Du bei mir sein. Ich weiß nun wieder, daß die Liebe ewig ist."

Tante Juliane schwieg. Ihr Antlitz leuchtete freudig verklärt ... sie hatte ihren Glauben an die Liebe wiedergefunden. — — —

Als der Graf begraben wurde und der dunkle Trauerwagen sich langsam dem Walde zuwandte, stand Tante Juliane am Fenster und blickte dem Zuge lange nach. Auch ich stand und sah, denn in dem vordersten Wagen hatte ich Marie erblickt ... an der Seite ihres Gemahles.

„Liebst Du sie noch?" fragte Tante Juliane.

„Nein," antwortete ich.

„Dann hast Du sie auch nie geliebt. Eure Jugendliebe war nur ein Frühlingstag, wie ihn zuweilen der Winter bringt, kein wahrer Mai mit sprießendem Grün."

„Trägst Du auch Haß gegen ihren Gemahl?" fragte sie darauf.

„Nein, Tante Juliane.“

„Den Haß begräbt der Mensch leicht,“ sagte sie darauf leise. „Die Noth läßt ihn vergehen wie einen Hauch, wohl Dir, daß Du ihm keine bleibende Stätte gewähren konntest. Dafür segne ich die Schreckensnacht. Carl, wahre Liebe ist ewig.“

Vor meinem geistigen Auge tauchte ein liebliches Mädchenangesicht auf. Ich zog einen einfachen goldenen Reif hervor, den ich an einer Schnur auf meinem Herzen trug, und legte ihn in die treuen Hände der Tante.

„Ja,“ sagte sie, „Du hast Recht. Liebe ohne Vereinigung ist größtes Leid; Liebe ohne Trennung ist höchste Seligkeit auf Erden. — Komm', wir wollen zu Deinem Vater gehen und mit ihm sprechen; er wird mir heute eine Bitte nicht abschlagen, wenn er sie Dir auch verweigern sollte. — — —“

Meine junge Frau und ich besuchen oft den Wald und das Grabmal, auf dem sich neben der alten Urne ein Obelisk aus weißem Marmor erhebt, auf dem mit glänzenden goldenen Lettern der Name und die Titel des Grafen zu lesen sind.

„Ist Alles gut im Stande?“ fragt Tante Juliane bei unserer Rückkehr, und wir geben dann Bescheid.

Es ist Niemand da, der für das Grab sorgt, denn Marie und ihr Gemahl besuchen unsere Gegend niemals. Sie leben auf einem Gute im Nachbarlande.

Tante Juliane hat sich des vergessenen Plätzchens angenommen, aber das weiß Niemand als wir und der Gärtner, und der glaubt, daß sie im Auftrag der Tochter des Grafen handelt.

Drüben im Walde, wo der Bach sich krümmt und an den umgitterten Denksteinen vorbeifließt, ist es still und ruhig. Kein rauher Laut stört den letzten Schlaf des harten Grafen, der neben der Gattin gebettet liegt, die einst seine Gefährtin wurde, da doch sein Herz einer Anderen gehörte. Ihm brachte der Tod den Frieden.

Und die, welche um die Liebe betrogen war ein ganzes langes Leben hindurch, Tante Juliane, die hatte schon den

Frieden auf Erden gefunden, als sie ihm verzieh, der sie betrog, weil er zu schwach war, um mit den Gesetzen seiner Kaste zu brechen. Ihr Glück bestand darin, Andere glücklich zu machen, zu helfen, wo sie nur konnte. Hab Dank dafür, Du stille sanfte Greisin mit den milden, blauen Augen und den feinen, weißen Segenshänden, Du gute Tante Juliane Du!





Die dumme Frau.

Es war ein großes Glück für Beide, sagten die Leute. Er mußte eine Frau haben, die etwas vom Haushalt verstand — und das mußte man ihr nachsagen, haushälterisch war sie — und für sie paßte ein heiterer, lebenslustiger Mann. Daß er heiter war, wußten alle Leute in der Umgegend; selbst der Pastor sagte, man müsse über ihn lachen.

Nun waren sie getraut. Niemand hatte über ihn lachen können, als er neben seiner Braut vor dem Altar stand, ein so heiliger Ernst spiegelte sich auf seinem Antlitz wieder, und mit ihm fühlte die ganze Versammlung in der kleinen Dorfkirche, daß in seinem Innern die fröhliche flatternde Lebenslust ruhte und einer feierlichen Stimmung Platz gemacht hatte.

Die Braut neben ihm sah sehr schön aus. Ihre regelmäßigen Züge glichen denen der Madonna auf dem Altarbilde, nur lag mehr Ruhe auf ihrem Antlitz, als auf dem der thränengebeugten Mutter des dahinsterbenden Sohnes. Der weiße Schleier fiel herab bis auf den blumenbestreuten Teppich, den vorsorgliche Hände auf den rothen Ziegelsteinboden der Kirche ausgebreitet hatten; ihre Augen sahen auf farbige duftende Blumen und blickten nicht ein einziges Mal in die Höhe.

So kam es, daß selbst die ärgsten Klatschschwestern an ihrer Haltung nichts auszusetzen hatten und man allgemein sagte, sie wüßte sich wohl zu benehmen, denn es sei nicht leicht, vor dem Altar zu stehen und sich gar nichts zu vergeben.

Als die Ringe gewechselt und die Ceremonie beendet, spielte der Küster ein Extrastücklein auf der Orgel, wie er bei außerordentlichen Gelegenheiten zu thun pflegte. Der junge Mann, der soeben das Jawort gesprochen, hatte sonst oft darüber gespottet, denn das Stück klang gar altfränkisch und in den Orgelpfeifen lagen todte Fledermäuse, die Schuld waren, daß die tiefen Töne nicht immer voll ansprachen, sondern mitunter blos „Wupp" sagten und dann ganz stillschwiegen.

Heute lachte er aber nicht, er verzog keine Miene. Bei Tische, an der Hochzeitstafel dagegen, fand er seine alte frohe Laune wieder. Sie waren Alle so froh — warum sollte er sich nicht auch freuen! Sagten sie ihm doch so viel Schönes in so manchen aus den Schienen gerathenen Trinksprüchen, stießen mit ihm an und leerten die gefüllten Gläser.

Und auch die an seiner Seite saß, mußte mit anstoßen. Das war einmal so Sitte. Ob sie es gerne that — wer konnte es sagen? Sie verzog keine Miene und Niemand wußte, ob es ihr angenehm war oder nicht.

Ihre Freundinnen sagten, sie sei immer still und zurückhaltend; warum sollte sie heute anders sein, als vorher an anderen Tagen?

Das Fest ging zu Ende und die Gäste empfahlen sich einer nach dem andern. Das junge Paar war schon lange nicht mehr unter ihnen. Der letzte war der Amtmann, der konnte sich schwer von dem guten Rothwein trennen. Er mußte aber doch der Flasche gute Nacht sagen, denn sie hatte ihm wenig mehr mitzutheilen und leere Flaschen waren ihm ein Greuel. Ja, er dachte sich die Hölle als einen großen Keller mit leeren Fässern und leeren Flaschen und die Seelen der Verdammten durstig, sehr durstig.

Das junge Paar fuhr durch die laue Nacht der neuen Heimath zu. Kein Blatt rührte sich an den Bäumen und

den Stauden, welche die Wege einhegten. Kaum hörte man den Wagen auf dem weichen Sande rollen. Auf den Wiesen lag weißer Nebel, daß sie aussahen, wie ein großer See, aus dem sich die dunklen Wälder hervorhoben wie Inseln. Ueber die ganze Gegend sickerte das Mondlicht vom Himmel herab, aber es glänzte nicht wider, wie von wirklichem Wasser, sondern es ward vom Nebel aufgetrunken.

Sie fuhren ganz allein durch die stille Nacht und das schlafende Land. Den Kutscher und die Pferde konnten sie nicht mitzählen, die bildeten eine Gesellschaft für sich und hatten genug mit einander zu thun.

„Vincenz," sagte sie. „Es ist hier draußen still und feierlich, wie in der Kirche."

„Meinst Du?" entgegnete er. „Ich vermisse nur den Küster mit den gichtischen Fingern und den Fledermäusen in seinen Baßposaunen. Heute, als wir getraut wurden, haben sie wieder schön rumort."

Er lachte. Sie schwieg und blickte in die friedliche Natur. Ihr Herz zog sich zusammen, aber ihr Gesicht war bleich und ruhig, wie die Züge einer Marmorfigur.

Er achtete nicht darauf, er machte sich lustig über die Hochzeitsgäste und carrikirte einen nach dem andern. Bei dem Amtmann verweilte er am längsten. „Gut, daß wir die ganze Albernheit hinter uns haben," schloß er. „Da liegt unser Haus. Wir sind zur Stelle."

Der Wagen fuhr durch die Pforte in den Garten hinein, denn das Haus lag in einem Garten, in dem Reseda und Frühlevkoien den Ankommenden entgegendufteten. Er hatte das Haus selbst gebaut, denn er war königlicher Baumeister. Es war hübsch von Außen und im Innern wohnlich. Thürme, Erker und Giebel waren keine angebracht. „Sie fangen den Schnee im Winter auf," war seine Meinung, „und kosten Geld und Reparaturen. Schließlich wohnen doch nur Marder und Iltis darin."

Das Haus war erleuchtet, die alte Magd hatte das Arrangement getroffen. Ueber der Thür hing eine Guirlande von dunklem Eichenlaub und kleine weiße Immortellen waren zu einem „Willkommen" zusammengestellt. „Du hast

keinen guten Riß zu Deiner Inschrift gehabt," sagte er zu der alten Magd, „das Ganze steht nicht recht im Loth."

Die junge Frau nahm die Hand der Alten und drückte sie herzlich. „Wir werden gut mit einander auskommen," sagte sie.

„Ich weiß, wie er es gern hat von seiner Jugend an," erwiderte die Alte. „Sie werden es bald lernen und viel, viel besser machen als ich." Dabei nahm sie den Zipfel ihrer Schürze und fuhr damit über die Augen; dann ging sie langsam in die Küche.

In dem Wohnzimmer stand Thee auf dem Tische, weißes Brod lag in zierlichem Korbe. Auch Wein war aufgestellt, rother aus Frankreich und weißer vom Rhein.

Vincenz entkorkte eine der langhalsigen Flaschen und füllte zwei grüne Römer. „Das erste Glas in unserer neuen Heimath," sagte er und reichte ihr den einen der Römer.

„Unser Eingang sei gesegnet," flüsterte sie und nippte an der Gabe des Rheines. „Austrinken!" rief er, „was sollte der Amtmann davon denken, wenn der zusähe?"

Sie setzte das Glas nieder. Es war ihr nicht möglich, zu trinken, denn unaufhaltsam drangen die Thränen hervor, heiße Thränen.

Vincenz sah seine Frau, die sich auf einen Lehnstuhl gesetzt hatte, erstaunt an. Sie aber bemerkte nicht den verwundernden Ausdruck seiner Augen, sie hörte nur, wie er sagte: „Ich werde sehen, ob alle Lichter gelöscht sind, dann gehen wir zur Ruhe; der Morgen bricht bald an."

Dann hörte sie, wie er draußen dem alten Mädchen rief: „Hanna, verwahre das Feuer und lege Dich schlafen."

„Gut, Herr!" war die Antwort.

Die junge Frau war allein. Sie erhob die Augen und blickte im Zimmer umher. Es war ein wohnliches, freundliches Gemach. Alles darin sah hübsch und sauber aus, Alles stand am rechten Platze, kein Ueberfluß war darin, aber es fehlte auch Nichts. Und doch hätte Alles anders sein müssen — das fühlte sie. Ueber dem Sopha hing ihr Bild von einem frischen Kranz umgeben. Hatte er den Kranz um dasselbe gewunden oder die alte Hanna?

Der Kranz mußte ein Werk der alten Hanna sein, des armen Wesens, für das er kein freundliches Wort des Dankes gehabt. Verspottete er nicht die Gabe des Willkommens, die sie über die Thür angebracht hatte, um ihm eine Freude zu bereiten? Zartsinnige Aufmerksamkeiten waren ihm fremd, von seiner Hand war der grüne Römer mit Wein gekommen. Das erste Glas in der neuen Heimath! Sonst kein Wort, kein Ton, der dem verwandt geklungen hätte, was in ihrem Innern wogte und wallte, wie Frühlingswehen und Frühjahrsbotschaft im Lenz. — Was sollte der Amtmann davon denken? — Der Amtmann, über den er sich kurz vorher noch lustig gemacht hatte. Was sollte der Amtmann, was sollte die ganze übrige schale Welt in ihrem Stübchen in der Stunde des ersten Eintritts?

Er war so ernst in der Kirche, dachte sie — aber auf die todten Fledermäuse hat er doch geachtet.

Der Amtmann und die Fledermäuse — sie hätten nicht da sein müssen, gerade in dieser Stunde, auch der grüne Römer nicht. Ein stiller seliger Kuß, weich und lind, wie der weiße Nebel draußen, der hätte Ruhe gebracht in das bewegte Herz, das keine Ruhe fand, seit sie ihm gesagt, daß sie ihm angehören wolle.

Der junge Tag klopfte leise an's Fenster, der erste Tag von vielen, vielen, die noch kommen sollten. Ein frischer Morgenhauch fuhr durch das Gebüsch des Gartens.

Vincenz trat wieder ein, in der Hand trug er eine brennende Kerze. „Du siehst schon ganz übernächtig aus, mein Kind," sagte er und drehte den Docht der großen strahlenden Hängelampe aus. Nun hatte das Morgengrauen keinen Widerstand mehr und drang kräftig herein. Die junge Frau schauerte zusammen über das frostige Lichtgemisch von der einzelnen Kerze und dem aufgehenden Tage.

Vincenz umfaßte ihre schlanke Gestalt. „Es ist Zeit," flüsterte er und sie ließ sich willenlos von ihm führen. Ihr Antlitz barg sie an seine Schulter, als graue ihr vor der Zukunft, die so öde anbrach wie ein bleifarbener Herbsttag. Und doch war es erst Sommer. — — —

Es ist ein Glück für Beide, hatten die Leute gemeint

und von Außen erschien es auch so. Sie hatte weder Familie noch Verwandtschaft. Die Verwandten, welchen sie durch Bande des Blutes angehörte, die kannte sie kaum; zwischen denen und ihr lagen viele weite Länder.

Von Jugend auf war sie bei fremden Menschen gewesen, und wurde sie auch wie Kind im Hause gehalten — wenn das Weihnachtsfest sich einstellte, wenn die Geburtstage nahten, wenn Freunde einen Besuch machten, dann fühlte sie doch, daß sie nicht ganz dazu gehörte. Ihr war gesagt worden, sie müsse zusehen, wie sie durch die Welt komme. Und so lernte sie arbeiten, dienen und schweigen.

Arbeiten konnte sie; es fehlte ihr nicht an natürlichem Geschick, und je mehr sie that, um so mehr wurde ihr aufgebürdet. Das Dienen wurde ihr nicht schwer, da sie wußte, daß sie kein Anrecht darauf hatte, von den Händen der Liebe getragen zu werden, und das Schweigen lernte sie von selbst, war doch Niemand auf Erden, dem sie anvertrauen konnte, was sie bewegte, mochte es Leid oder Lust sein! So kam es, daß Niemand ihr Wirken und Schaffen besonders schätzte, und Niemand wußte, was sie verschwieg. Und später, als sie zur Jungfrau herangewachsen, da fehlte ihr der Muth zu sagen, wie ihr um's Herz war, da hatte sie das Reden verlernt, das Reden aus dem tiefen Grunde des Innern heraus.

Als nun die Leute einsahen, daß Vincenz, der Baumeister, eine Frau haben müsse, da sein gutes Einkommen für eine Familie ausreichte und in seinem neuen Hause Platz für zwei, sogar mehr als nöthig, vorhanden sei, so sagte Dieser ihm das und Jener dieses, und was er sich selbst sagen mußte, war, daß sie schön sei und bescheiden, von der sie ihm redeten, dem Auge wünschenswerth und begehrenswerth, dem der Wohllaut der Form zum Bedürfniß geworden. Das Resultat von all dem Zureden war, daß er häufiger Besuche in dem Hause machte, in welchem Clara eine Freistatt gefunden. Und als er sie fragte, ob sie die Seine werden wolle, antwortete sie ihm mit einem Ja.

„Er kommt Deinetwegen, Clara," hatte die Frau vom Hause gesagt. „Sei nicht albern und stoße Dein Glück nicht von Dir."

Und nun war sie seine Frau. —

Vincenz war aus dem Junggesellen ein Ehemann geworden. Er selbst machte sich oft lustig über diesen Wechsel und blieb, wie er füher gewesen. Sein Geschäft führte ihn vielfach vom Hause fort; er fand die alten Kameraden wieder und erheiterte sie nach wie vor mit Späßen und Schnurren und witzigen Ausfällen. So leicht verschonte er keinen Menschen, und da er mit sich selber keine Ausnahme machte, war ihm eigentlich Niemand feindlich gesinnt. Nun hatte er gar noch ein neues ausgiebiges Feld für seinen Spott erhalten, das war der Ehestand. Er sagte, die Menschen seien wie die Aale, die in Reusen gefangen würden und die Hauptreuse sei die Ehe. In die gehe man aus purer Dummheit hinein und könne aus lauter Dummheit sich nicht wieder herausfinden. Er selbst sei so ein Aal gewesen. Und als ihm entgegnet wurde, daß nicht alle Leute so dächten, da antwortete er: er wisse das am besten, denn er habe eine dumme Frau!

Das war ein gar hartes Wort, aber das Schlimmste war, er hatte es nicht mehr im Scherze gesprochen, es war seine ernste Meinung.

Er verstand seine Frau nicht, und sie konnte sich nicht in sein Wesen hineinfinden. Er nahm Alles gern von der komischen Seite, und sie konnte kaum sagen, was sie fühlte, was sie dachte. Das war ein großes Elend, denn sie gingen Beide neben einander her wie Fremde.

Die Leute hatten wieder Viel zu thun. Sie erzählten sich einander mit Behagen, was Vincenz von seiner Frau gesagt hatte, und wußten genau, wie entsetzlich dumm sie sei. Auf der ganzen Hochzeit habe sie kein Wort geredet, hieß es. Natürlich, wer so dumm sei, der thäte am allerbesten, still zu sitzen und zu schweigen. Das sei aber nichts für einen so heiteren und aufgeweckten Mann wie Vincenz. Der arme Mann — daß er so übel ankommen mußte. Gerade für ihn paßte eine dumme Frau gar nicht. Das war doch so klar wie das Sonnenlicht.

Da machte sich eines schönen Tages Clara's frühere mütterliche Beschützerin auf — es war die Frau, welche ihr damals den Rath gab, Vincenz' Anerbieten nicht aus-

zuschlagen — und fuhr vor das Haus des königlichen Baumeisters, von dem sie wußte, daß er diesmal auf einer längeren Inspectionsreise begriffen sei. Sie wollte Clara allein antreffen, da sie der Meinung war, Dinge von delicater Art machten die Frauen unter sich besser ab, als wenn ein Mann zugegen wäre. Und es war eine höchst delicate Sache, die sie vorhatte, denn sie hielt es für ihre Pflicht, der Frau des Baumeisters zu sagen, wie man über sie denke und was man von ihr spräche.

Clara empfing ihre mütterliche Freundin mit großer Herzlichkeit. Es that ihr doppelt wohl, in der täglichen Einsamkeit einen Gast bei sich zu sehen und zu wissen, daß dieser Gast es gut zu ihr meine. Sie hatte viele Wohlthaten von der Frau, die soeben eintrat, empfangen, daß das minder Gute ihr darüber ganz aus dem Gedächtnisse entschwunden war.

Die alte Hanna mußte den Kaffee bereiten und die Frauen setzten sich in das Gartenzimmer.

Die Thüren des Zimmers standen offen. Man konnte in den Garten sehen, auf den sauber gehaltenen Rasen, auf die Blumenbeete, auf die Gebüsche, die im Sommertriebe grünten. Den Hintergrund schloß ein sanft ansteigendes Gelände ab, das mit einem sich weithin erstreckenden Buchenwalde abgrenzte.

„Deine Wohnung ist allerliebst," begann die Frau, „und die Aussicht kann man nicht besser wünschen, wenn ich auch sagen muß, daß mir ein freier Blick lieber ist." Das mußte sie wohl sagen, denn ihre Fenster daheim gingen auf eine weite Haide hinaus. Und das ist einmal eine althergebrachte Seite der menschlichen Natur, daß man das eben für das Beste hält, was man hat und was sich nothwendiger Weise nicht ändern läßt. Und das ist gut. Wie elend wäre das Leben, wenn Gewohnheit selbst das Mangelhafte nicht werth erscheinen ließe!

Der Kaffee wurde gelobt und auch das Gebäck. Clara wußte es vortrefflich zu bereiten. „Ißt Dein Mann diese Theeschnitte gern?" fragte die Frau.

„Er hat sie noch gar nicht probirt," erwiderte Clara aufrichtig.

„Da ist mein Mann anders,“ war die Antwort. „Das weißt Du ja auch aus Erfahrung. Nun, so glücklich wie wir Beide leben, das findet man auch nicht oft. Ich mache ihm das Leben aber auch so gemüthlich, wie nur irgend möglich. Ich stricke ihm jetzt schon neue Unterjacken für den Winter, obgleich die alten noch sehr gut sind. Deshalb klagt mein Mann auch nie über mich.“

„Es mangelt Vincenz an nichts im Hause,“ sagte Clara, betroffen über den herausfordernden Ton, in dem die letzten Worte gesprochen wurden.

„Dann spricht er sich Dir gegenüber anders aus, als fremden Leuten.“

„Vincenz beklagt sich über mich?“

„Das gerade nicht. — Du weißt, er meint es ja nie böse, wenn er etwas sagt. Aber ich denke doch, Du müßtest ihm ein wenig mehr entgegenkommen und an seiner Art und Weise theilnehmen.“

„Und wer sagt, daß ich das nicht thue?“ rief Clara heftig.

„Doch wohl nicht genug,“ war die gereizte Antwort.

„Hat er sich Ihnen gegenüber beschwert? Das wäre doch seltsam.“

„Ich weiß nur, was die ganze Gegend weiß, was er überall unumwunden sagt — — — —“

Clara sprang auf. „Und was sagt er? Ich will wissen, was er sagt. Sie müssen mir Rede und Antwort stehen!“

„Nun, wenn Du es durchaus wissen willst, aber mir mußt Du die Schuld nicht geben, denn Du forderst mich ja geradezu auf, zu sagen, was ich lieber verschwiege — er sagt, es sei ein großes Unglück — er habe eine dumme Frau.“

Die Frau nahm ihre Tasse und that einen kräftigen Schluck. Nun war es von ihrem Herzen, weshalb sie gekommen war.

Clara sagte kein Wort, aber alle Farbe war aus ihrem Gesichte gewichen. Sie sah bleich wie der Tod aus, verstört, als habe ein Schreckliches sich vor ihren Augen zugetragen. Das eine Wort hatte Alles zerschlagen, was sie je vom Leben an Glück erhoffte. Sie hatte in einsamen

Stunden gedacht, es würde wohl einst eine Zeit kommen, in der ihr Gatte sie verstehen würde. Die Hoffnung war nun dahin, dahin für immer.

Die Frau sah auf Clara; sie mochte fühlen, was sie angerichtet. „Du mußt Dir das nicht zu Herzen nehmen und dann — Du wolltest es ja wissen.“

„Es ist gut, daß ich Alles weiß,“ flüsterte Clara tonlos und setzte sich wieder. Keine Thräne kam aus ihren Augen, kein Seufzer über ihre Lippen. Sie schwieg.

Der Frau wurde unheimlich zu Muthe; sie deutete auf ihre baldige Abfahrt. Clara nöthigte mit keinem Worte zum Bleiben. Das war der Frau schon recht, so hatte sie doch wenigstens einen kleinen Grund zu sagen, Clara sei unfreundlich in ihrem eigenen Hause. Und der Grund genügte, ihr Thun bei sich selber zu entschuldigen. Als sie auf dem Wagen saß und nach Hause fuhr, war sie fest überzeugt, daß Vincenz sehr zu bedauern sei, da seine Frau nicht allein dumm, sondern auch ungastlich sei. So redete sie sich im Stillen ein, und kam zurück, wie der Engel der Menschlichkeit, der ausgeflogen war, um ein gutes Werk zu vollbringen und eitel Undank geerntet hatte.

Als der Wagen um die Ecke gebogen war, kehrte Clara in das Haus zurück.

Sie war allein, ganz allein; selbst der alten Hanna konnte sie ihre Verlassenheit nicht klagen, denn die vergötterte ihren Herrn, den sie unter ihren Augen hatte heranwachsen sehen. Alles, was er that, war der recht; was er sagte, war gut; kein Mensch auf der ganzen Welt kam ihrem Vincenz gleich. Daß nicht Alles in der Ehe war, wie es hätte sein müssen, hatte sie längst gemerkt, und Niemand konnte Schuld haben, als die junge Frau. Clara las in den hellen Augen der Alten stumme Vorwürfe und stilles Leid und mied deshalb ihre Nähe. Sie fühlte wohl, daß auch auf ihrer Seite ein wenig Schuld läge, aber war er ihr je entgegengekommen? Konnte sie in seinen Spott einstimmen, in seine herzlosen Bemerkungen über so Vieles, was ihr lieb und werth geworden in trauriger Kindheit und einsamem Leben? Und nun gar. — Oeffentlich hatte er sie

verhöhnt und angeklagt! Angeklagt vor den wüsten Gesellen, die er lieber hatte, als sie, sein Weib?!

Es duldete sie nicht im Hause. — Sie hatte ein leichtes Tuch um, denn es neigte sich gegen den Abend und war kühl geworden und ging im Garten ruhelos auf und nieder. Viele Gedanken bestürmten sie, einer nach dem andern. Wie die Wellen am Strande kamen sie, thürmten sich auf, stürzten daher und verliefen wieder. Immer und immer aber klang die Frage dazwischen: „Was nun beginnen?“

Verlassen konnte sie den Mann nicht, es band sie ein heiliges Versprechen an ihn. Und wohin sollte sie gehen, wenn sie ihn verließ? Wohin? Zu wem? Sie hatte Niemand auf der Erde. Wenn sie ihm aber zur Last war!? — Das war etwas Anderes, dann mußten sie sich trennen. Sein Glück sollte nicht angetastet werden.

Sie stand still. — Sein Glück? — Was glühte mit einem Male in ihrem Herzen auf wie Frührothschein und goß heißes Roth auf ihre Wangen? Sein Glück? — Bin ich ihm bis dahin gewesen, was ich ihm sein sollte? fragte sie sich. Und nun ging es an ein Prüfen und Umschauen.

„Nur mein Glück, mein Behagen wollte ich,“ rief sie sich zu. „Fragte ich ihn je nach den Wünschen seines Herzens? — Nie, nie, denn ich begehrte, daß er sich meinen Ansichten füge, daß er denken und empfinden möge, wie ich gewohnt geworden. Wohl entbehrte er nicht die Hausfrau — ich that meine Pflicht, aber sein Weib bin ich nicht gewesen, da sein Glück nicht auch das meine war!“ Schon wurde es dunkel, und sie wandelte noch im Garten.

Die alte Hanna suchte ihre junge Gebieterin auf und meldete, daß das Abendbrod bereit stehe. „Ich komme, Hanna!“ erwiderte sie. Dann fügte sie hinzu: „Hanna, wollen Sie mir heute Abend Gesellschaft leisten?“

Hanna setzte sich mit ihrem Strickzeug zu der jungen Frau. Die Lampe brannte hell. Es gab ein trauliches Bild: die alte Dienerin mit dem grauen Haar und dem dunklen Gewande, wie sie der schönen jugendlichen Gestalt gegenüber saß.

„Mein Mann dehnt seine Inspectionsreise sehr aus,“ begann Clara.

„Er hätte schon wieder hier sein können," war die Antwort. „Er blieb früher selten so lange."

„Er scheut sich vor der dummen Frau," dachte Clara, und zuckte zusammen. Laut sagte sie dann: „Gewiß ist er in fröhlicher Gesellschaft, die ihn zurückhält."

„Er ist gern lustig," erwiderte Hanna. „Und das muß er auch, denn er hat vielen Aerger in seiner Stellung. Er hat viel Trübes in seinem Leben durchmachen müssen und viele Sorgen gehabt. Seine alte Mutter erhielt er, als er noch so gut wie gar nichts hatte. — Und mich auch," fügte sie leise hinzu. „Aber sie hat nie gemerkt, wie sauer es ihm wurde, denn sie sah ihn nie mißmuthig. Er war immer heiter und guter Dinge."

„Davon hat er mir nie erzählt," rief Clara.

„Sie werden wohl nicht danach gefragt haben, und von selbst fängt er nicht davon an."

„Aber er kränkte Sie doch, an dem Abend, als wir einzogen," sagte Clara.

„Mich?" fragte die Alte erstaunt.

„Als er sich über das Willkommen lustig machte, das Sie aus Immortellen — —"

„O nein," fiel ihr die Alte in's Wort. „Das war keine Kränkung. Er wollte mir nur zu verstehen geben, daß er meinen guten Willen gesehen. Ich war so froh, er hatte doch einen Blick darauf geworfen. Und schief war es gerathen — da hatte er recht. Das kennt er besser als ich."

„Dann — dann," sagte Clara — verlegen erröthend — „dann habe ich mich geirrt."

„Das haben Sie," entgegnete Hanna bestimmt und fuhr fort:

„Oft, wenn er von einer Reise wieder zurückkehrte, hat er mir am späten Abend noch erzählt, wie er die Leute da draußen zum Besten gehabt hat, weil sie sich so klug dünken und doch so viele Dummheiten fertig bringen. So machte er es seiner Mutter auch immer vor und sie wurde dann heiter und ruhig. Sie grämte sich darüber, daß es ihr schlecht ging und sie ihm keine Freude im Leben verschaffen konnte, wie sie wohl anderen Kindern und den reichen jungen Leuten

bereitet wird. Aber wenn sie sah, daß er trotzdem lachte und scherzte, dann war sie nicht mehr betrübt.

„Und immer war er so lustig?“

„O nein! Wenn er arbeitet und schafft, ist er sehr ernst. Wenn er etwas Neues ersonnen hatte und wenn ihm Etwas gut gelungen war, dann mußten wir mit ihm daran Theil nehmen. Oft zeigte er mir sogar seine Zeichnungen, wenn er sie eben vollendet hatte und noch erhitzt von der Arbeit und emsigem Schaffen war. Aber was verstehe ich davon. Soviel ist aber gewiß, wenn er nicht tüchtiger wäre, als sie Alle miteinander, dann würde er bei so jungen Jahren wohl nicht eine solche Stellung einnehmen, wie er wirklich einnimmt. Das ist meine Meinung.“

Clara lauschte der Alten mit glänzenden Augen. Wie klang das Alles so schön, so gut! Mußte ein solcher Mann nicht alle Liebe verdienen, die nur ein Herz auf ihn zu schütten vermochte? Und sie hatte ihm bisher die Liebe versagt und im Stillen verlangt, er solle die Welt so ansehen, wie sie es gewohnt worden war. Aber nun war sein Lebensgang ein ganz anderer, als der ihre. Er hatte eine Mutter gehabt, die er so liebte, daß er ihrethalben mit weinendem Herzen gelacht hatte. — Und sie — sie hatte ihm Thränen gezeigt, wo sie nicht hätte weinen sollen.

„Hanna,“ sagte sie plötzlich, „ich hätte Lust, einen Tropfen Wein zu trinken, möchten Sie eine Flasche aus dem Keller holen? Eine Flasche Rheinwein?“

Hanna sah die junge Frau verwundert an und ging. Clara eilte auf den geschnitzten Schrank zu und entnahm ihm zwei Gläser, zwei grüne Römer. Die stellte sie auf den Tisch und blickte selig lächelnd auf sie herab. Als Hanna den Wein brachte, füllte sie beide Gläser bis zum Rande und bot der Alten das eine derselben. „Wir wollen auf Vincenz' Gesundheit trinken,“ sagte sie, „danach verlangt mich sehr.“

Sie stießen an. Hanna aber nippte nur. „Nein, austrinken,“ rief sie. „Ganz austrinken, es gilt unserm Vincenz!“

Dann schloß sie die Flasche und bat Hanna, dieselbe wieder hinabzutragen.

War es der Wein, der sie fröhlich und redselig machte, oder was war es, daß sie begann zu erzählen von ihrer Kindheit und ihrem früheren Leben. Die Alte hörte zu, bis ihr allmählig die Augen zufielen, denn es war mittlerweile spät geworden. Nun mußte Clara ein Ende machen — ihr Auditorium war eingeschlafen. —

Zum ersten Male schlief die junge Frau in der neuen Heimath mit Frieden im Herzen ein. Nur einer fehlte ihr, Vincenz, der Mann, den sie über Alles in der Welt liebte.

Am folgenden Tage kehrte Vincenz zurück. Es war nasses Wetter geworden; der Herbst sandte seine Vorboten. Man konnte ihn erwarten; seine Zeit war gekommen.

Die Mittagsstunde war bereits vorüber, als Vincenz anlangte, durchnäßt von feinem, scharfen Regen. Clara eilte auf ihn zu und umschlang ihn heiß und heftig. „Ich bin nicht der Froschprinz aus dem Märchen,“ rief er. „Sorge dafür, daß der Kutscher etwas Warmes bekommt, er ist durchnäßt wie ich!“ Mit diesen Worten machte er sich los und ging in das Schlafzimmer, um sich umzukleiden.

In der Küche loderte in wenigen Minuten ein Feuer auf dem Herde, das genügt hätte, ein Festmahl herzustellen, und die beiden Frauen kochten und brieten gar eifrig — für den Kutscher und für Vincenz.

„Sorgen Sie nur für den Kutscher,“ sagte Clara zu der Alten. „Er will, daß ihm nichts abgeht. Ich werde drinnen schon Alles herrichten.“ Dann ging sie und deckte den Tisch im Zimmer. Dabei überraschte sie Vincenz.

„Warum nimmt Hanna Dir diese Arbeit nicht ab?“ fragte er.

„Hanna hat den Kutscher in ihrer Pflege,“ erwiderte sie leicht. „Ich fürchte, sie verbrennt ihn noch aus allzu großer Vorsorge, so dicht hat sie ihm den Stuhl an den Feuerherd gerückt.“

Vincenz traute seinen Ohren kaum. Seine Frau scherzte über ein so ernstes Geschäft, wie das ist, durchnäßte Menschen vor dem Erkälten zu bewahren.

Er lachte laut auf. „Wenn sie sich nur nicht in ihn

verliebt," sagte er. „Es sollte mir leid thun, sie auf ihre alten Tage am Ende noch zu verlieren."

„Es wird keine Noth haben," antwortete Clara; „er sieht aus wie eine nasse Katze. Nun werde ich das Essen holen."

Vincenz schüttelte das Haupt. „Es geschehen Zeichen und Wunder," sagte er zu sich selbst. „Meine ernste, stille Frau macht schlechte Bemerkungen."

Dann aßen sie mit einander. Dann bereitete Clara den Kaffee und Vincenz rauchte eine Cigarre. Draußen regnete es noch immer langsam weiter.

Clara setzte sich nicht wie sonst an den Nähtisch, sondern nahm Platz auf dem Sopha neben Vincenz. Es zog sie hin zu ihm, recht nahe mußte sie ihm sein, so nahe wie möglich. Sie fragte, wo er gewesen. Er nannte ihr die Ortschaften. Sie wollte wissen, ob er es gut gehabt hätte, unterwegs bei fremden Leuten. Da begann er zu scherzen und entwarf ein gar komisches Bild von den Menschen, mit denen er verkehrt, von den kleinen Leiden, die ihm begegneten, und den Dingen, wie sein Auge, sein heiteres, sie gesehen.

Dann erzählte er von den Arbeiten, die ihm bevorständen, wie er hier und dort seine Meinung durchgesetzt habe, dem Unverstand gegenüber und der Geschmacklosigkeit. Das freute sie. Seine Ehre war ihre Ehre, seine Triumphe waren ihr Stolz. Sie umschlang ihn. „Du lieber, Du einziger Mann," das war Alles, was sie hervorbringen konnte.

Da kam Hanna und meldete, daß der Kutscher trocken sei; ob er wieder abfahren könnte? Da der Regen aufgehört, stand seinem Verlangen nichts im Wege.

Vincenz ging hinaus. Er gab dem Kutscher ein reiches Trinkgeld und sagte, er möge sich einen guten Tag davon machen. Das wird er auch wohl gethan haben. — — —

Während draußen die Natur gemach abstarb und verödete, ward es drinnen in des Baumeisters Hause von Tag zu Tag mehr Frühling. Aus dem Herzen der Beiden grünten wundersame Schlingpflanzen hervor, die dicht in einander rankten und voller Blüthen hingen. So dicht war das lebende Netz, daß Niemand wußte, wem diese wem jene

Blüthe gehörte. Von dem Unkrautsamen, den zu einer Stunde eine Frau zu säen versuchte, hat Vincenz nie etwas erfahren; er war ja nicht aufgegangen.

Die Leute schüttelten bedenklich die Köpfe über den Baumeister, weil er nicht mehr so spottete, wie früher. Noch mehr wunderte sie, daß er, wenn er nur irgend konnte, daheim blieb in seinem Hause. „Ja," sagten die Leute, „er thut uns leid, aber schließlich gewöhnt sich der Mann an Alles, selbst an eine dumme Frau."





Bruder Johannes.

So weit das Auge reichte, dehnte sich das Meer. Bis fast an das Ufer erstreckten sich dichte Eichen- und Buchenwälder. Nur an einer Stelle wurde der Wald von einer schmalen, weißsandigen Düne unterbrochen, die einen großen See von dem Meer trennte. Nicht weit von dem See erhob sich ein großes thurmloses Gebäude in gothischer Bauart. Das war die Klosterkirche. Breite Gräben umgaben die Kirche, so daß sie wie auf einer Insel lag. In ihrer unmittelbaren Nähe befand sich das eigentliche Kloster, zwei schmucklose Gebäude mit ärmlichen Zellen, von hohen Mauern umgeben, als sei das Kloster ein trübes, hoffnungsloses Gefängniß.

Die meisten Zellen standen leer; ihre früheren Bewohner schliefen auf dem kleinen Kirchhof den letzten Schlaf. Kein Denkstein bewahrte ihren Namen: sie waren todt, ebenso vergessen, wie zu der Zeit, da sie noch lebten.

Einer der Mönche lag in der engen Zelle auf dürftigem Lager; sein letztes Stündlein war gekommen. Ihm zu Häupten hing ein Crucifixus aus Elfenbein, gar künstlich geschnitzt, an einem Stamm von schwarzem Ebenholz. Zu seinen Füßen saß ein älterer Mönch, der theilnahmlos auf den Sterbenden blickte. Auf dem Steinboden der Zelle, auf dem schmalen Raum, den die Lagerstatt übrig ließ, knieten ferner zwei Mönche und murmelten die vorge-

schriebenen Sterbegebete des Ordens. Ueber der Thür der Zelle war ein mit Eisenstäben vergittertes Luftloch angebracht, das ein wenig Luft und ein wenig Licht von dem äußeren Gange einließ. Im übrigen erleuchtete eine kleine Oellampe das ärmliche Gelaß.

Der auf dem Lager ruhende Mönch hatte die Augen geschlossen und glich einem bereits Gestorbenen. Die tiefdurchfurchten Wangen waren eingefallen und hatten die weißgelbe Farbe des Wachses angenommen; ein dichter grauer Bart bedeckte das Kinn. Bekleidet war er mit einer graufarbenen Kutte, während eine wollene Decke die Füße einhüllte. Dem Kranken war dieser Luxus vergönnt, wogegen die Ordensregel dem Gesunden nur eine Streu von dürren Blättern in der Bettstatt aus unbearbeitetem Holze erlaubte.

Der Kranke öffnete die Augen. „Wasser!“ bat er.

Ihm wurde das Verlangte gereicht. Der eine von den beiden knieenden Mönchen war aufgestanden und stützte den Trinkenden, während er ihm einen kleinen Zinnbecher an die Lippen führte. Die Lampe beleuchtete das Antlitz des Hülfespenders. Es waren schön geformte, jugendliche Züge; um die Lippen kräuselte sich ein blonder, lockiger Bart, lange dichte Wimpern beschatteten die Augen — milde Augen von tiefem Blau.

„Hab' Dank, Bruder Johannes,“ flüsterte der Kranke, nachdem er getrunken. Dann sagte er nach einer Weile: „Ziehe das graue Gewand wieder aus, es macht Dich doch nicht selig. Genieße Dein Leben besser als ich. Das Leben ist schön — der Tod ist schrecklich.“

„Er redet irre,“ sagte der Mönch, der an dem Fußende des Lagers saß.

„Nein, nein,“ rief der Kranke. „Ich weiß, was ich sage. Ich sehe vor mir ein Nichts, und hinter mir eine frohe Zeit. Die ist vorbei und Alles ist zu Ende. Gebt mir Luft, nur Luft, das ist das Einzige, was ich verlange.“ Es wurde ihm schwer Athem zu holen. „Nun ist es aus,“ rief er und brach zusammen.

Bruder Johannes hielt ihn noch in seinen Armen, der

Mönch aber war gestorben. „Er ist hinübergegangen," sagte er und ließ den leblosen Körper auf das ärmliche Lager sinken.

„Es ist noch Tag," sagte einer der Mönche. „Laßt uns gehen und sein Grab bereiten."

Die drei Mönche verließen die Zelle und begaben sich auf den Kirchhof. Rüstig schafften sie mit Hacke und Schaufel. Keiner sprach ein Wort. Als das Grab tief genug war, kehrten sie zurück.

„Eine Messe sind wir dem Todten schuldig," sagte Bruder Johannes.

„Wer bezahlt sie?" entgegnete der Aelteste von den Dreien, Bruder Ambros, der in der Zelle die Gebete gesprochen hatte. „Niemand kommt, um zuzuhören, Niemand bringt uns ein Almosen. Ich gehe morgen in die weite Welt, verhungere hier, wer Lust hat."

„Ich gehe mit Dir," antwortete der Andere. „Und wo bleibst Du, Johannes?"

„Hier," war die Antwort.

„Sei nicht thöricht," sagte Ambros. „Die alte Herrlichkeit ist vorbei, der Wittenberger hat sie uns verdorben, sein Anhang mehrt sich von Tage zu Tage. Wir sind die letzten von der frommen Schaar und haben statt aller Rechte, die man uns genommen, vom Herzog nur die traurige Erlaubniß erhalten, hier auszusterben, hier, wo unser Orden einst mächtig herrschte. Wo ist unser Ansehen geblieben, wo sind die Zeiten, in denen man uns ehrte? Nicht so viel Wein ist im Keller, daß wir den Sterbenden mit einem Trunk erquicken konnten, ihn, der einst der Frohste beim Gelage war. — Dich bindet kein Gelübde, Johannes. Du kamst zu uns, als schon verboten war, neue Brüder aufzunehmen. Wäre nicht am Tage Deines Kommens einer der Unsern dahingegangen, Du hättest keinen Platz gefunden."

„Ich weiß," antwortete Johannes, „daß ich für den gelte, der starb, als ich kam. Laßt das Vergangene ruh'n — ich bleibe."

„Und wir gehen," lautete die Antwort. „Wenn Du ein Thor sein willst, so thue, was Dir beliebt. Nun aber

gehe auch und halte die Wache bei dem Todten. So will es die Regel."

Bei diesen Worten warf Ambros dem andern Mönch einen kurzen Blick zu, den dieser sogleich auffaßte.

Johannes ging in das Kloster, die andern aber schritten der Kirche zu. „Wir werden die Messe lesen," rief ihm Ambros nach.

Die Beiden gingen in die Kirche; Ambros schloß die Thür von innen ab. „Nun sind wir allein," sagte er, „und morgen draußen in der Welt. Folge mir!"

„Willst Du die Messe lesen?" fragte der andere Mönch.

„Wer denkt jetzt an solche Thorheit, Severus! Wir sind die Erben des Klosters, das Letzte ist unser." Er schritt auf den Chor zu und öffnete einen Schrank. „Das ist Gold, das soll uns nützen," sagte er und deutete auf zwei Kästchen, die in dem Schrank standen.

„Um alle Heiligen!" rief der Andere. „Willst Du Dich an den Reliquien vergreifen?"

„Den Inhalt lassen wir hier, nur die Schale nehmen wir mit. Hat man uns die Klostergüter genommen, unsere Gerechtsame, unsere Macht — wohlan, so sorgen wir, daß nicht Alles in fremde Hände gelange." Er brach die Kästchen auf, schüttete den Inhalt aus und drückte sie zusammen. „Hier ist ein verrosteter Nagel, nimm ihn und brich die Juwelen damit aus."

Severus zauderte, aber nach Kurzem that er, wie ihm geheißen. Ambros hatte ihm eine Kerze zur Seite gestellt, damit er sehen konnte, was seine Hände schafften. In kurzer Zeit glichen die zierlichen Schreine aus Gold- und Silberblech unförmlichen Klumpen, und die bunten Steine und Glasperlen, einst von kunstreicher Hand dem Ganzen zur Zierde eingefügt, lagen in einem Häufchen beieinander.

„Nun wollen wir theilen," sagte Ambros, und legte bald ein Stück auf diese, bald auf jene Seite.

„Die Haufen sind nicht gleich," begann Severus, nachdem er eine Weile beobachtend zugesehen hatte. „Theile redlich."

„Nicht anders als jetzt."

„Ich rufe Johannes, wenn Du mich betrügen willst.“

„Lass’ den Narren, er verdirbt Alles.“

„Entweder — oder,“ rief Severus und stand auf, „ich gehe.“

In demselben Augenblick erhob sich auch Ambros. Rasch erfaßte er den schweren Leuchter und führte einen gewichtigen Schlag nach dem Schädel seines Genossen. Ein schwacher Schrei und Severus stürzte zu Boden.

Das Licht war erloschen und tiefe Finsterniß herrschte in dem weiten Raum der Kirche. Nur die schwache Flamme des ewigen Lämpchens, das vor dem Tabernakel hing, glänzte wie ein einsamer Stern.

Ambros raffte im Dunkel das geraubte Gut zusammen und barg es, so gut es ging, in seinem Gewande; leise öffnete er darauf die Thür und floh in die Nacht hinaus.

Als Johannes gegen Mitternacht in die Kirche trat, da er die Zellen der Beiden leer gefunden, erblickte er den Bruder Sever todt neben dem Altar. Er leuchtete ihm in’s Antlitz; umsonst, kein Fältchen regte sich, das Leben war entschwunden, nur die Wunde an der Schläfe sprach zu ihm, und als er auf dem Boden etliches Geräth entdeckte und ein Häuflein Edelsteine, da ward ihm klar, daß eine Unthat geschehen.

Er rief dem fehlenden der Mönche. „Ambros,“ rief er, erst leise, dann lauter: „Ambros! Ambros!“ Keine Antwort ward ihm, als das unheimliche Echo, das erst laut nachhallte und dann schwach und schwächer sich in den hohen Spitzbögen verlor und wie unwillig murmelnd über die Störung verschwand.

„Das Verderben ist über uns gekommen,“ sagte Johannes zu sich selber. „Ich fühle Deine Hand, Gott im Himmel, Dein Gericht naht sich mir. Es geschehe Dein Wille, denn ich bin schuldig.“ Er setzte sich auf die Stufen des Altars und barg das Haupt in den Händen.

Vor seinem inneren Auge zog die Vergangenheit vorüber, eine fröhliche, glänzende Zeit und eine trübe, häßliche. Er sah sich einhergehen auf dem Markte zu Lübeck in reicher Tracht aus seidenem Zeuge. Reich gestickt war das Wamms mit Goldfäden und Perlen, an der Seite trug er ein zierliches

Dolchmesser, an dessen Griff Edelsteine glänzten. Spitze Schuhe umschlossen die Füße, und auf dem Barett, welches das Haupt bedeckte, wallten kostbare Federn, aus fernem Lande hergebracht. Er durfte stattlich einhergehen, denn er gehörte einer edlen Familie an, der Macht in der großen Stadt zustand, und wenn er that, wie ihm gut schien, so schützte ihn das Ansehen der Seinigen vor Strafen und dem Gesetze. Daher kam es, daß er die Satzungen mißachtete, die zum Wohle der Stadt gegeben waren, und in manchen schlimmen Handel verwickelt wurde. Als er es aber so weit trieb, daß schonende Milde nicht mehr ausreichen konnte, als er unehrlich gemacht werden sollte auf öffentlichem Markte, floh er von dannen. Es wurde aber sein Andenken vernichtet, und dem Manne, der ihm das Leben gegeben, brach die Schande des Sohnes das Herz. — Jedes seiner Jugendjahre kam und sagte ihm etwas. Einige huschten leicht und rasch vorüber wie Schwalben, wenn sie tief herunter schießen und im Fluge ein Insect haschen; etliche aber wollten gar nicht weichen, die blieben bei ihm, er brauchte sie nur anzusehen, dann wußte er Alles, was sie ihm hätten sagen können — es waren die letzten Jahre, die tollen, die bösen, die den gleißenden Flitter verloren hatten, der sie einst so schön gemacht. Sie waren so grau wie sein jetziges Gewand, so schrecklich wie sein ödes Leben, so quälend wie sein Gewissen. Er schrie laut auf in namenloser Angst, in unsagbarer Verzweiflung. Er rang nach Trost, aber Niemand war da, der vermochte, ihm den zu geben. Die Lebenden hatten es nicht gekonnt, und der Todte, der vor ihm lag, war stumm, wie die geschnitzten Figuren an dem Altare. — Kein Trost.

Damals, als er die blühende Stadt und das glänzende Leben verlassen hatte, als er allein war, getrennt von den Freunden, irrend, ohne Schutz, als er aus dem Taumel aufwachte, der ihn befangen, da suchte er Ruhe, Erlösung aus der Angst, die sich von Stund' an zu ihm gesellt hatte. Er mochte das Wort nicht aussprechen, womit er sich hätte nennen müssen, er, der seinen Vater erschlagen, nicht mit der Waffe, nicht mit frevelnder Hand, sondern dem ganzen frevlen Leben, aber er hörte es im Rauschen der Wellen, im Säuseln der Blätter und im Flüstern der Nacht, wenn er allein war.

Da trieb es ihn zu dem Kloster am Meere, in das einst die Mönche des Johannis-Klosters zu Lübeck verwiesen wurden, da ihr Leben der Stadt großes Aergerniß gab. Ruhe und Frieden wollte er bei denen suchen, die in die Verbannung gesandt worden waren, weil auch sie sich gegen das Gesetz vergingen, wie er.

Die Mönche verweigerten ihm das Bleiben nicht, obgleich ihnen verboten war, neue Brüder aufzunehmen, denn Herzog Adolph war nicht nur der Luther'schen Lehre zugethan, sondern wollte auch, daß die Klöster ein allmäliges Ende nähmen. Niemand sollte die noch vorhandenen Patres vertreiben als der Tod: wenn der letzte Bruder seine Augen schloß, war auch das letzte Stündlein des Klosters gekommen. So war langsam der alte Glanz erloschen, die reichen Güter waren dem Kloster nach und nach genommen, da es den wenigen Mönchen an Macht fehlte, das Ansehen der alten Verbriefungen aufrecht zu erhalten.

Der Zehent blieb aus, die Ländereien gingen in betriebsamere Hände über, in den Wäldern schoß Niemand das Wild für die Graugewandigen. In dem See konnten sie fischen, das wehrte ihnen Keiner, und den Klostergarten und die wenigen Aecker in unmittelbarer Nähe des Klosters durften sie ungehindert bestellen. In den letzten Jahren standen Küche und Keller oft leer. Die Armuth, der sie in dem Gelübde versprochen hatten treu zu sein, war in der düstersten Gestalt eingezogen. Wie war das Alles so ganz anders geworden im Vergleich mit der Zeit, als den Mönchen in Lübeck das Beste gerade gut genug gewesen, als fröhliches Zechen und verbotene Gesellschaft ihnen mehr am Herzen lagen, denn Messe und Kasteiung.

Bruder Johannes sehnte den nächsten Tag herbei, das Licht der Sonne, damit er nicht ganz allein sei in der Finsterniß. —

Der Tag brach an, klar und rein. Aus dem Meere tauchte die Sonne auf, groß und golden und färbte die Morgenwolken rosenfarben. Die ersten Strahlen lockten Johannes hinaus auf den Kirchhof, ein zweites Grab zu graben für Bruder Severus, den Erschlagenen.

Im Eifer der Arbeit überhörte er Schritte, die sich dem Orte näherten; erst als der Schatten eines Menschen über die aufgeworfene Erde hinwegglitt, sah er in die Höhe. Vor ihm stand ein ärmliches Geschöpf, ein menschliches Wesen, halb Kind, halb Jungfrau, in dürftige Lumpen gehüllt.

„Was suchst Du hier?" fragte Johannes.

„Einen Bissen Brot," war die Antwort. „Die Leute wollen mir nichts geben, und mich hungert."

„Ich werde sehen, ob Vorrath in der Kammer ist," entgegnete Johannes. „Das Vorhandene will ich gern mit Dir theilen. Erst aber muß ich der Erde geben, was der Erde gehört."

„Ich kann warten," war die Antwort, „nur nicht zu lange, denn mich hungert sehr."

„So komm'," sagte Johannes und stieg aus der Grube, „die Lebenden haben mehr Recht, als die Todten."

Er schritt voran; das Mädchen folgte. Vor der Eingangsthür des Klosters sagte er: „Warte hier draußen, es ist gegen die Regel des Ordens, daß Du einträtest."

Das Mädchen lächelte: „So gehe, ich warte hier."

Sie setzte sich auf die Schwelle und sah vor sich hin. Ihr Gesicht war nicht schön zu nennen, die Züge entbehrten des regelmäßigen Schnittes, die dunklen Haare hingen wirr um den Kopf. Die Augen lagen tief, versteckt.

Als Bruder Johannes wieder heraustrat, brachte er in der einen Hand ein Stück schwarzes Brot, in der andern trug er einen irdenen Krug. „Brot und Wasser ist Alles, was ich habe," sprach er. „Viel von dem letzteren, wenig von dem ersteren."

Das Mädchen aß mit Begierde. „Es schmeckt gut," rief sie. „Es vertreibt den Hunger. — Womit kann ich Dir danken?"

„Schließ' mich in Dein Gebet ein."

Das Mädchen lachte laut auf. „Wie thäte ich wohl, was Deines Amtes ist? Was sollte Dir, dem heiligen Manne, das Gebet der Elenden frommen?"

„Und wenn ich elender wäre, als Du?"

„Geh', Mönch, gehab Dich wohl. Ich sehe, Du bist ein

schelmischer Mönch, der Possen mit mir treibt. Wenn Du gesagt hättest: Geh' in den Garten und brich Kraut, oder schneide Getreide auf dem Acker — ich hätt' es gern gethan, um Dir zu danken. Da Du das nicht willst, so gehe ich."

Das Mädchen wandte sich zu Gehen.

„Bleib'," rief Johannes, „Du kannst Dir Dank verdienen. Hilf mir Saat in den Acker legen — es möchte für mich allein fast zu schwer sein."

„Um diese Zeit willst Du säen, da das Korn schon in Garben auf dem Felde steht?"

„Die Furchen sind gezogen. Komm' und hilf mir."

Das Mädchen folgte dem Mönche, der voranschritt, in die Zelle, wo der Gestorbene ruhte.

„Das ist die Saat," sagte Johannes, „die Frucht war reif und fiel ab. Komm', daß wir ihn hinaustragen auf den Acker."

„Wo sind die Andern, damit sie Dir helfen?"

„Ich bin allein!"

„Ich auch, ich auch!" rief das Mädchen.

„Hast Du keine Freunde in der Welt, Niemand, der zu Dir gehört?"

„Niemand meint es gut mit mir. Ich bin im Elend groß geworden; sie haben mich geschlagen und mich von sich gestoßen. Ich war allezeit fremd unter den Leuten. Sie hassen mich und ich hasse die Menschen. Nun weißt Du Alles. — Komm', laß uns thun, wie Du sagtest und den Mann hinaustragen, ich fürchte mich nicht vor Todten."

Sie nahmen die leblose Hülle des Mönches und schritten über den Hof, dessen eine Seite die Kirche bildete, während die Klostergebäude und vier Mauern das Uebrige abschlossen. Zu dem Kirchhofe gelangten sie durch eine Pforte in der Mauer, die sich nach der Ostseite hin öffnete.

Sie betteten den Mönch, so gut es gehen wollte, in die kalte Erde. Kein Gepränge wurde ihm zu Theil, keine Zeremonie. Zwei Elende senkten ihn ein, der zu den Letzten der einst Alles verachtenden, an Wohlleben gewohnten Gesellschaft gehörte.

„Ich sehe noch ein zweites Grab," sagte das Mädchen,

als Bruder Johannes mit dem Grabscheit den kleinen Hügel geglättet hatte und in der Arbeit anhielt.

Johannes antwortete nicht; er schritt voran und ein bittender Blick hieß das Mädchen folgen.

Als sie in die Kirche traten und auf den Altar zugingen, wandte sich Johannes um, als wollte er in den Augen des Mädchens lesen, was es sagen würde über die Entweihung der Stätte. Sie aber schritt vor und blickte auf den Erschlagenen. Dann fragte sie: „Sind Deine Hände rein von dem Blute Dieses da?“

„Warum fragst Du?“

„Weil ich Dich sonst verlassen würde,“ war die Antwort.

„Ich erschlug ihn nicht!“ —

„Deinem Worte glaube ich. So laß uns thun, was die Pflicht der Lebenden ist.“

Als sie sich mit dem Erschlagenen zu schaffen machten, erblickte das Mädchen glänzende Steine auf dem Fußboden. Sie nahm etliche derselben und barg sie in ihrem Täschchen, ohne daß Johannes es gewahrte. „Ich werde mich mit den bunten Steinen schmücken,“ dachte das Mädchen; „was sollen sie hier am Boden liegen?“ Auch wußte sie nicht, welcher Werth ihnen innewohnte.

Darauf bestatteten sie den Severus zur Ruhe, wie den andern und wölbten über ihm den Hügel.

Mittlerweile war der Morgen vorgeschritten; die Sonne stand hoch über dem Meere, das blau erglänzte, wie der klare Himmel, der sich darin spiegelte. Das Sonnenlicht hellte die sommerlichen Farben des Waldes auf und wandelte das Braun in ein warmes Gelb, und machte die gelben Blätter fast zu goldenen. Dabei rührte sich kein Lüftchen. Alles war still, am stillsten aber das Kloster und der Friedhof mit seinen Todten.

„Nun laß uns an das Mahl denken,“ sagte das Mädchen, „bald naht die Mittagszeit.“

„Du mußt Deine Wege wandeln wie ich die meinen,“ antwortete Johannes. „Dir ist der Eintritt in das Kloster versagt.“

„Ich war doch eben gut genug, Dir hülfreiche Hand

zu leihen. Ich schritt ja schon über die Schwelle. Warum willst Du mich nun von Dir stoßen?"

Johannes blickte das Mädchen an, aus dessen Augen ihn Vorwurf traf. Aber neben dem Vorwurfe lag noch ein Zweites in dem Blicke, den sie ihm zusandte, das war eine stumme Bitte.

Das Mädchen stürzte ihm zu Füßen. „Laß mich hier bleiben bei Dir," rief es und umklammerte die Füße des Mönches. „Stoße mich nicht von Dir, hinaus in die Welt. Sie haben mir wehe gethan von Jugend an, die bösen Menschen, aber Du bist nicht wie sie Alle. Du bist gut, Du hast mich nicht geschlagen. Du gabst mir Brot, ich durfte Dir helfen. Du bist allein, Du sagtest, Du seiest elender als ich. Laß mich bei Dir bleiben."

„Steh' auf!" sagte Johannes. „Niemand soll Dir wehe thun, auch ich will Dir nicht kränken. Suche Dir eine Zelle aus, in der Du wohnen möchtest: sie stehen alle leer."

„So laß mich bleiben, wo die Küche ist, damit ich Dir die Speise bereiten kann."

„Ich wehre Dir nicht," antwortete der Mönch. „Meine Zelle liegt drüben im anderen Gebäude. Gehe gerade aus durch die Thür, dort findest Du den Herd und das Geräth."

Das Mädchen that, wie ihm geheißen. Johannes ging in die Klosterkirche.

Nach einer Weile kam das Mädchen und fand ihn im Gebet. Johannes wandte sich um. „Was willst Du?"

„Es fehlt mir an Wasser. Wo ist der Brunnen?"

„Ich werde Dir ihn zeigen." Johannes schritt voran in das Kloster, öffnete eine Thür, welche zu einer in die Tiefe gehenden Treppe führte. Die Treppe endigte in einem Keller, in welchem gewaltige Fässer lagen von früheren guten Tagen her. Damals bargen sie edlen Wein, der den Mönchen gar wohl mundete, nun waren sie leer. Das einzige Naß bot jetzt der Brunnen im Keller. Johannes schöpfte Wasser in ein irdenes Gefäß und gab es dem Mädchen.

„Ich habe ein wenig Mehl gefunden," sagte sie. „Es wird zur Speise reichen. Woher aber werden wir mehr nehmen, denn sonst ist Alles leer?"

„Auf dem Klosteracker steht einiges Getreide, das werde ich ernten, auch gehen hin und wieder Fische in die Reusen. Das muß reichen.“

„Und wenn der Winter kommt?“

„An ihn dachte ich nicht,“ erwiderte Johannes.

„Er wird kommen mit dem Frost und dem Mangel,“ sprach das Mädchen.

„Und uns von hinnen treiben, hinaus in die Welt!“

„Aber wer wird uns draußen in der Welt vor der Noth bewahren?“ fragte das Mädchen. „Ich habe gearbeitet, um mein Leben zu erhalten, bis mir die Arme erlahmten. Das war denen da draußen nicht genug, denn ich hatte Niemand, der die Stätte geschützt hätte, auf der ich ruhen wollte. Ich habe gebettelt, sie haben mich von der Schwelle ihres Hauses gewiesen. Ich war nicht wie sie, denn alle hatten eine Heimath und waren im Glück, ich aber war fremd und im Elend. Sie haben mich eine Dirne gescholten, eine Diebin, ich habe aber Niemanden gekränkt, Keinem etwas genommen. Gehe Du hinaus — und laß mich sterben, denn mich tödtet das einsame Leben zwischen den vielen Menschen.“

„So bin ich elend wie Du,“ rief Johannes. „In meiner Heimath drohen mir der Tod und die Schande, und was soll ich unter Fremden, da ich nur gelernt habe, ein Mönch zu sein. Sie alle draußen verstehen mit dem Leben zu ringen, ich aber lernte es nie, und meine Hände sind schwach geworden zur Arbeit.“

Er war zusammengesunken. Das Mädchen reichte ihm das irdene Gefäß mit Wasser, aus dem Johannes einige Züge that.

„Ich danke Dir,“ flüsterte er, „denn fast wollte ich unterliegen.“

„Ich verlasse Dich nicht,“ sagte sie, „denn Du bist krank, Du armer Mann.“

Sie lieh ihm den Arm und führte ihn hinauf und geleitete ihn zu seiner Zelle. „Pflege der Ruhe,“ sprach sie, „und sage mir, wo die Reusen liegen. Vielleicht finde ich einen Fisch, den ich Dir bereite.“

„Die Reusen liegen weit hinaus am Ufer des Sees, wo das Meer hineinfließt, Du wirst sie schwerlich finden.“

Das Mädchen ging und kam nach einiger Zeit wieder. In ihren Händen trug sie eine Schüssel mit dampfender Speise, die sie aus dem wenigen Mehl und dem Wasser des Brunnens gekocht hatte. Johannes richtete sich auf dem Lager in die Höhe. Sie hielt ihm die Schüssel, damit er daraus essen könne.

Er aß die schmacklose Speise, um die nicht zu kränken, die sie ihm bot, wenn es ihm auch an Hunger fehlte. Als er gegessen, gebot sie ihm Ruhe, damit er sich erhole, und verließ ihn.

Gegen Abend, als die Sonne sich zu neigen begann, kehrte sie wieder. Die Reusen hatte sie leer gefunden, aber im Walde hatte sie Schnecken aufgelesen, die früher den Mönchen in der Fastenzeit Abwechselung für die Tafel gebracht hatten. Es waren Weinbergsschnecken, welche die Brüder aus milderem Klima an die Ufer der Ostsee verpflanzt hatten. Nun waren sie in Ermangelung von Besserem das Beste.

Johannes fieberte, als sie wieder zu ihm kam, sie aber pflegte ihn, kühlte seine brennende Stirn mit Wasser aus dem Brunnen im Keller, und er dankte ihr mit innigen Blicken und auch wohl mit einem Worte. Sie saß an seinem Lager und wachte, und er sagte: das Mitleid wäre eingekehrt in das Kloster und weile an seiner Seite. Dann fragte er wieder, ob sie vom Himmel gesandt sei, ihm Trost zu bringen? So lag er zwischen Wachen und Träumen der Elendesten einer, denn die ihm Liebe, menschliche Liebe entgegenbrachte, war ein Kind des Elends, verlassen wie er. Und so mußte das Elend ihm Trost und Hülfe gewähren, ihm, der einst übermüthig war im Glück und vergebens Sühne suchte im Vergessensein unter Denen, die vorgaben, den Frieden zu haben, da Niemand ihre Ruhe stören durfte.

Was er fand, waren fruchtlose Klagen über die Noth, Hader und Zwietracht. Da konnte er nicht genesen an seiner Seele.

Jetzt aber kam die Ruhe über ihn wie milde Abendstille.

Die nagenden Gedanken machten Rast und hielten inne, ihn zu quälen, das Fieber wich gemach von ihm und er lauschte den Worten des Mädchens und antwortete ihm. Sie machten Pläne für die Zukunft, da sie einsahen, daß ihres Bleibens im Kloster nicht sein konnte.

„Laß uns Noth und Leid zusammentragen, bis wir weit von hier sind,“ sagte das Mädchen. „Ich bin wendischen Stammes, wenn es uns gelänge, meine Leute aufzufinden, vielleicht würden wir sicher sein.“

„Wäre ich allein, so bliebe ich hier,“ erwiderte Johannes. „Es möge mir geschehen, was da wolle, ich würde es tragen, als Sühne für ungebüßte Schuld. Was aber wolltest Du beginnen?“

„Das weiß ich jetzt nicht mehr; ehedem hätte ich es wohl gewußt, nun aber ist mir, als wäre von Allem das Gedächtniß geschwunden. Ich meine, ich könnte nimmer von Deiner Seite weichen, und wenn ich auch weit hinaus in die Welt zöge, ich müßte doch wieder zurückkehren und würde Dich finden, wo Du auch immer weiltest.“ Sie war über und über roth geworden bei diesen Worten.

Auch dem Johannes war es heiß überlaufen, als das Mädchen so zu ihm sprach. Das klang aus der Rede so warm und herzinnig, wie lange Zeit zuvor nicht. Solch' ein Ton war nie aus allem Singen und Beten der Brüder zu ihm gedrungen, so hatte einst nur eine Stimme geklungen, es war ihm aber schwer, nachzusinnen, welche Stimme es wohl gewesen. Ihm deuchte aber, wenn er die Augen schloß, er sei wieder ein Kind und ein Engel säße zu seinen Häupten, über ihn zu wachen. Das war der Engel, dem seine Mutter allabendlich die Flügel band, daß er schirmend weile. Aus frommer Bitte und lieber Rede schlang sie ein feines Kettlein, das ließ er sich wohl gefallen.

Aus der Kinderzeit klang es ihm wieder, wie fernes Echo; die Liebe von damals war wieder lebendig geworden und legte sich an sein Herz. Aus Noth und Verfolgung, aus Jammer und Elend rief sie ihm zu:

„Du bist nicht verloren, denn Du wirst geliebt.“

Da fragte er: „Sage mir, wie ich Dich nenne, denn ich weiß Deinen Namen nicht. Ich heiße Johannes.“

„Meine Mutter rief mich Rutberta, so darfst Du mich auch nennen; von den anderen Leuten litt ich es nicht und nahm bald diesen, bald jenen Namen an, wenn sie mich fragten. Seit meine Mutter todt ist, hat mich Niemand mehr mit diesem Namen anreden dürfen, dazu sind sie alle mit einander zu schlecht.“

„Du sagtest, die Menschen haben Dir wehe gethan?“

Das Mädchen erhob sich, seine Augen glühten in unheimlichem Zorn und mit lauter Stimme rief es: „Sie haben mein Mütterlein genommen und auf den Hexenstuhl gesetzt und sie gedrängt, bis sie zu Allem Ja sagte, um das sie fragten. Dann hat der Henker sie zum Galgenberge geführt und zu Asche verbrannt, und hat sie doch Niemandem Böses gethan. Mich haben sie davongejagt, bis ich hier in diese Gegend gekommen bin, aber sie haben erfahren, weß' Abkunft ich sei, darum duldeten sie mich nicht. Ich aber habe recht gethan, wie mir gelehrt wurde.“

„So kann ich von mir nicht sagen,“ erwiderte Johannes. „Ich that unrecht, als ich im Glück war und Stand und Reichthum mir Schutz verliehen. Nun aber will ich mich Deiner annehmen, wie Du Dich meiner angenommen hast, und Dich schützen und behüten. Es wird mir nicht an Kraft fehlen, wenn ich für Dich schaffe. Ich werde es lernen. Wir gehen hinaus in die Welt und sei es in den Untergang.“

„Miteinander,“ jubelte das Mädchen. „Und sollten wir sterben, so sterben wir zusammen.“

Neues Leben war über Johannes gekommen: Das sollte die Sühne sein, zu leiden für ein verstoßenes Menschenkind. Denn da draußen, das wußte er, lauerte das Leid.

Nun beschlossen sie noch in dieser Nacht zu wandern. Wohin, das konnten sie nicht sagen; es war genug, wenn sie gingen. Sie trauten Beide aufeinander und hofften, es würde sich schon eine Stätte finden, wo der Friede wohne.

So wußten sie jetzt mit einem Male, was sie wollten, während sie vorher keinen Ausweg sahen: sie waren eines Sinnes geworden.

Als sie noch miteinander redeten über die kommende Zeit und die Dunkelheit herbeisehnten, die ihnen Schutz ge-

währen sollte auf der Flucht, wurden Stimmen im Klosterhofe laut.

Entsetzt sprang Rutberta auf und lauschte.

Verworrenes Geräusch drang in die stille Zelle. Deutlich konnten sie wilde Drohrufe unterscheiden. Der Lärm kam näher, wuchs an bis zum wüsten Geschrei.

„So schrieen sie damals, als sie meine Mutter fingen," flüsterte Rutberta mit bebenden Lippen. „Wohin fliehen wir, daß wir uns retten?"

„Das Kloster hat nur einen Eingang," entgegnete Johannes schmerzlich, „es giebt keinen Ausweg." — Rutberta umschlang den Mönch. „Ich verlasse Dich nicht," sagte sie mit fester Stimme. Johannes legte ihr Haupt sanft an seine Brust. So standen sie und blickten auf die Thür der Zelle und harrten des Augenblickes, der ihr Schicksal entscheiden mußte.

In den Klosterhof war eine Schaar von Männern und Frauen gedrungen, die einem kleinen Trupp wohlgerüsteter Kriegsknechte gefolgt war, der einen gefesselten Mönch mit sich führte. Es war Bruder Ambrosius, auf dessen bleichen Zügen bange Todesangst lag, dessen Blicke unstät umherirrten, als wollten sie eine Gelegenheit zum Entkommen erspähen. Er hatte versucht von dem Golde zu verkaufen, das er der Kirche entwendet, und war darob angehalten und befragt, woher des Weges und wohin? Da Niemand den Mönchen wohlwollte, hatten sie ihn genommen und scharf ausgeforscht, bis er gestand, daß der Schatz dem Kloster gehört habe. Als ihm aber gar hart zugesetzt wurde, da nannte er in der Angst einen Mitschuldigen, um sich aus der Pein zu lösen. Bruder Johannes der Zurückgebliebene habe ihn verleitet, so sagte er, und dem galt nun die Jagd.

Es wurden Fackeln aus harzigem Kienholze angezündet, deren gelbrothes Licht den Klosterhof unheimlich beleuchtete und wiederschien von den Eisenhelmen der Kriegsknechte und den bleigefaßten Scheiben der hohen Kirchenfenster. Bald war Bruder Johannes gefunden; sie zerrten ihn ungestüm in's Freie, ihn und Rutberta.

„Laßt sehen, ob er auch reich an Schätzen ist wie sein Genosse?" schrieen sie und durchsuchten mit rohen Händen

sein ärmliches Mönchsgewand, allein sie fanden nichts bei ihm. Rutberta aber hatte die bunten Steine noch in ihrem Täschchen.

„Er hat seiner Dirne den Raub gegeben," schrieen die Weiber und leuchteten dem Mädchen mit einer Fackel in das Antlitz, aus dem stolze Verachtung sprach. „Seht den Mönch, er ist ein feiner Geselle, die Tochter der Hexe ist sein sauberes Lieb."

Einige gingen in das Kloster, Andere in die Kirche, um jeden Winkel zu durchsuchen. Die draußen blieben, schmähten die Gefangenen mit bösen Worten und schlugen nach ihnen. In dem Kloster wurde nichts gefunden, in der Kirche aber hatten sie das Blut des Erschlagenen auf den Steinen gesehen und als sie weiter Umschau hielten, entdeckten sie auch auf dem Kirchhof die frischen Gräber. In kurzer Zeit huben sie Severus, den todten, wieder herauf und sahen, daß ihm Gewalt angethan war.

„Wer hat diesen Mönch erschlagen?" fragte der Anführer der Reisigen die Gefangenen. Ambrosius richtete seine Blicke auf Johannes, als wollte er sagen, dieser habe die Blutthat begangen. Johannes aber verharrte in Schweigen.

„Er wird schon willig reden, wenn Meister Hämmerlein erst artig mit ihm thut," rief eine Stimme. Rutberta zuckte zusammen. „Laßt ihn frei," rief sie laut, „er ist unschuldig, ich bin es, die den Mönch erschlug, da mich nach den bunten Steinen gelüstete."

„Glaubt ihr nicht," bat Johannes eindringlich. „Thut ihr kein Leides, denn ihre Hand ist rein."

Ein wüstes Hohngelächter war die Antwort.

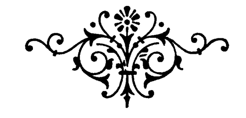
„Sie sind Alle schuldig," hieß es. „Führt sie von hinnen, damit ihnen werde, was Recht ist."

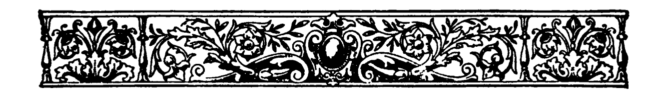
Der Zug wurde geordnet. Fackelträger schritten voran, die Kriegsknechte nahmen die Gefangenen in ihre Mitte. Während des Gedränges benutzte Rutberta einen unbewachten Augenblick, sich Johannes zu nähern. „Nun sterbe ich mit Dir," flüsterte sie, „ich bin zufrieden."

Dann schritten sie in die Nacht hinein, durch den schweigenden Wald, dann auf breiten Wegen vorbei an

Hütten und Höfen, bis sie die Stadt erreichten und den Kerker. Von Stund an waren sie ausgeschieden aus der Reihe der Lebenden.

Das Kloster steht noch heute am See zwischen Wald und Feld und das Meer rauscht noch wie damals, als manch ruheloses Herz vergebens Frieden im Vergessensein suchte. Die Chronik meldet von den Mönchen, daß sie ausstarben und daß das Elend in der letzten Zeit zu ihnen zog, aber sie vergaß aufzuzeichnen, daß dem Elend Mitleid entgegengetragen wird, erbarmend vom Elend selber, und daß die Liebe, welche aus dem Mitleid quillt, den verlorenen Frieden wiedergiebt.





Dreimal zehn Jahre.

Das erste Jahrzehnt.

Jetzt geht die Eisenbahn durch das dichte Gehölz und trennt es in zwei Theile. Vor nicht gar vielen Jahren führten keine Wege für Fremde durch den Wald, nur der Förster und Holzwärter hatten Schlüssel zu den weiß und grün angemalten Thoren und die wurden auch meistens nur im Winter geöffnet, wenn die Erde hart gefroren war und die Knechte mit den schweren vierspännigen Wagen das gefällte Holz holten. Die wenigen Fußsteige konnte man ebenfalls nicht rechnen, die dienten den Forstarbeitern, wenn sie zum Holzwärter wollten, um ihren Lohn in Empfang zu nehmen oder sich die Arbeit anweisen zu lassen. Wer in dem Walde nichts zu suchen hatte, der ging eben nicht hin, denn er lag sehr abseits von der großen Landstraße, von den Dörfern und von der Stadt am See.

Damals stand des Holzwärters Haus mitten in dem Walde, dicht von Bäumen und Gebüsch umgeben. Jetzt kann es Jeder sehen, der mit der Eisenbahn fährt, und es recht gut an dem Hirschgeweih vorne an dem Giebel erkennen, denn als die Lichtung geschlagen wurde, mußten die Bäume fallen, die förmlich ein Dach über dem Hause bildeten, und der Schienenweg führt nahe daran vorbei.

Es war recht einsam damals. Der Wald kennt keinen Sonntag und keinen Alltag, und ein Tag verging wie der andere. Im Winter waren es Wintertage und im Sommer Sommertage für die Leute in des Holzwärters Haus. Der Holzwärter hatte ein großes Revier, das ihn in Anspruch nahm, die Holzdiebe ließen ihm selten Ruhe, ebensowenig wie die Wilddiebe, und die Schwester seiner verstorbenen Frau, welche den Hausstand führte, konnte niemals mit der Arbeit fertig werden. Für die gab es nur Alltage. Die beiden Kinder kannten weder Arbeit noch Mühen, die kleinen Sorgen, welche ihren Lebenshimmel trübten, verzogen sich ebenso rasch und ebenso leicht wie die weißen luftigen Wolken am Sommerhimmel. Sie lebten ihre eigene Welt für sich, da sich Niemand viel um sie kümmerte, und so war für sie jeder Tag ein Festtag. Wer sollte sich auch mit den Kindern beschäftigen? Der Vater hatte wenig Zeit, sich mit ihnen abzugeben und die Tante war nicht kinderlieb. Sie hatte damals ein Opfer gebracht, als sie zu ihrem Schwager in die Einsamkeit zog und es übernahm, für die Kinder zu sorgen, so gut es gehen wollte. Heimlich mochte sie auch wohl gehofft haben, daß der Holzwärter sie heirathen würde. Aber der schien mit seiner verstorbenen Frau einen Theil von sich selbst verloren zu haben und ging einsilbig durch das Leben. Das ist wahr: aus reiner Liebe hatten die Beiden sich geheirathet, und die Einsamkeit im Holze war ihnen nie aufgefallen, denn das Glück, welches die Liebe gewährt, war ihr täglicher Gast.

Nun aber fühlte der Holzwärter, daß es einsam im Walde geworden war, einsamer denn je, trotz der beiden Kinder und der Schwägerin, und dies Gefühl trieb ihn ruhelos fort in den Wald und hieß ihn Gefahren aufsuchen, wie sein Beruf sie mit sich brachte. Holzfrevler und Wilddiebe fürchteten den kühnen, unerschrockenen, allzeit gewärtigen Mann, die Schwägerin grollte ihm im Stillen und die Kinder mußten mit den Brosamen von Liebe zufrieden sein, die ihnen der Vater spärlich spendete. Kannten sie es doch nicht besser.

Die äußeren Umstände wiesen die Geschwister ganz auf

einander an, mehr als es außerhalb des Waldes der Fall hätte sein können, wo sich Kameraden finden und Gespielen leicht gesellen, und wer die beiden Kinder hätte beobachten können, der würde gesehen haben, daß sie Eins miteinander waren und nur für einander lebten, und für die Welt, die sie sich selbst gebaut hatten. Wenn es das Wetter nur irgend zuließ, war der Wald ihr Aufenthalt. Dort, wo der Holzweg an einem Hügel vorbeiführt, auf dem junges Gestrüpp üppig emporschoß, lagen große Steine — erratische Blöcke — unregelmäßig nebeneinander und bildeten mit ihren Zwischenräumen Gänge und Kammern mancherlei Art. Zweige, gedörrtes Farrenkraut und trockenes Laub hatten die Kinder mühsam zusammengetragen und hier und da ein künstliches Dach über den Steinkammern gebaut, das ihnen Schutz gegen die allzu heißen Sonnenstrahlen gewährte, wenn das glühende Gestirn die Lichtung über dem Hügel erreichte.

Still, unendlich still war es dort. Hin und wieder ertönte wohl der Schlag eines Vogels, Insekten flogen summend durch die Luft, allein diese kleinen Unterbrechungen störten nicht die majestätische Ruhe der Waldeinsamkeit. Dann saßen die Kinder in ihrem Steinhause und blickten in das lichte Grün des Waldes und sprachen kaum zu einander. Sie wußten, daß sie sich nahe waren und daß sie zusammengehörten, ein Mehreres begehrten sie nicht. Von der Welt wußten sie wenig. In die Schule konnte der Vater sie nicht schicken, die lag zu entfernt; für den weiten Schulweg waren die Kinder noch zu klein. Im Hause wurde wenig von der Außenwelt gesprochen, die tägliche Rede drehte sich meistens um die tägliche Noth; darum lernten sie nicht, wie es sonstwo in der Welt sein könnte, und so blieben sie allein mit sich selbst und ihrem Denken.

Was das eine von den Kindern dachte, das dachte das andere mit, sie wußten, was sie sich sagen wollten, ohne daß sie den Mund öffneten und sprachen; sie sahen sich an — das war genug, und nur wenn plötzlich ein ungewohnter Gedanke in dem einen oder andern auftauchte, dann fragten sie nach diesem oder jenem, aber sie mußten sich manche Antwort schuldig bleiben, da beide gleich gelehrt waren. Sie fragten

nicht, woher die Steine gekommen, zwischen denen sie hausten, sie fragten nicht, warum die Blumen blühten, warum der Wald grün sei, warum die Sonne schiene: das, dachten sie, müßte so sein, da es immer so war. Sie spielten mit einander und meinten, es werde immer so bleiben; sie sehnten sich auch nicht hinaus aus dem Walde, obwohl sie mitunter von dem redeten, was draußen sein mochte. Ein wunderliches Bild hatten sie sich von der Welt entworfen. Sie redeten sich ein, außer ihnen, dem Vater und der Tante gäbe es nur Arbeiter, wie die, welche von Zeit zu Zeit zum Vater kamen, Leute mit verwetterten Gesichtern, rauhen Händen und schweren Stiefeln an den Füßen. Dann war noch Einer draußen, das war der Fürst, dessen Bild in schwarzem Rahmen in dem Zimmer hing. Von dem kam alles Gute: die Kuchen, die der Vater zuweilen mitbrachte, die bunten Halstücher, die sie einstmals im Winter erhielten, und die Schachtel mit Spielzeug, welche die Tante aufhob und den Kindern nie zum Spielen hergab.

„Ob er wohl viele solche Schachteln hat?" fragte das Mädchen.

„Ob die Tante sie ihm wohl auch verwahrt?" fragte der Knabe.

Darüber dachten sie lange nach und achteten nicht darauf, daß sich Leute näherten und auf die Steine zugingen. Erst als der Eingang zu der Steinhöhle sich verdunkelte, da die Leute vor denselben traten, erschraken sie über das Ungewohnte, aber sie hielten sich ganz ruhig.

„Dieser da ist der größte," hörten sie die wohlbekannte Stimme des Vaters sagen. „Er wird zwei Platten geben, wie sie der Fürst verlangt."

„In drei Tagen ist er gesprengt," antwortete ein andere Stimme. „Laßt sehen, ob er gerade verläuft." Die Kinder merkten, wie die Leute an dem Dache sich zu schaffen machten, das sie mit vieler Mühe nach und nach aus dürren Zweigen und Laub erbaut hatten; es wurde abgehoben und der lichte Sonnenschein fiel plötzlich in ihre Kammer und blendete ihre Augen.

„Was ist das?" rief der Fremde. „Giebt es Kobolde

in diesem Walde? Auf eine solche Ueberraschung war ich nicht gefaßt." Dabei blickte er lachend auf die beiden Kinder, die verstört die Augen niederschlugen und nicht wagten, den Vater anzusehen, über dessen Mienen sich der Zorn lagerte.

„Es sind meine Kinder," antwortete er unwirsch. „Sie spielen hier. — Kobolde sind es nicht!"

„Nehmt meinen Scherz nicht übel, lieber Holzwärter," entgegnete der Andere. „Ich sehe, es sind ein Paar liebliche Kinder, nur schon ein wenig zu groß, um im Walde die Zeit zu vertändeln. Oder hat der Schulmeister Ferien gemacht?"

„Die Kinder besuchen keine Schule — die Wege sind zu weit. Geht nach Hause, Kinder, und treibt Euch hier nicht umher. Macht Euch nützlich bei der Tante."

Die Kinder entschlüpften und eilten von dannen. In einiger Entfernung standen sie still und sahen nach dem Hügel hinüber und nach den Steinen, bei denen die Männer deutend und redend standen. Dann gingen sie langsam weiter, aber nicht nach dem Waldwärterhause; sie suchten ein Versteck in dichtem Tannicht, da, wo sie ein Meisennest wußten. Dort setzten sie sich nieder, umschlangen sich und weinten bitterlich und achteten nicht der geschäftigen Vögel, die ihren Jungen Nahrung zubrachten und deren Anblick ihnen sonst so viel Freude gewährte. —

Der Fremde war eines Geschäfts wegen gekommen, es sollte in dem fürstlichen Park eine steinerne Treppe angelegt werden, die von einer kleinen Anhöhe an das Ufer des See's hinabführte, und dazu bedurfte man der erratischen Blöcke, welche im Walde lagen: seine Aufgabe war, die rechten Steine auszuwählen. Nun wurden neben den Felsen mitten im einsamen Walde die beiden Kinder gefunden, die sich selbst überlassen in der Wildniß aufwuchsen, an die — wie der Fremde meinte — die menschliche Gesellschaft ein Anrecht habe. Wohl erhielt der Waldwärter verdientes Lob über die treue Ausübung seiner Pflicht, die an der überall herrschenden Ordnung sich dem kundigen Auge leichtlich zu erkennen gab, wegen der Kinder aber mußte er ein strenges Examen bestehen und erhielt verdienten Tadel über die Vernachlässigung derselben. Ein Recht zu solchem Vorgehen hatte der Fremde

insofern, als er ein Mitglied der Verwaltung war, wenn auch ein untergeordnetes. Aber er stand doch hoch, sehr hoch über dem Holzwärter.

In dem Waldhause wurden an dem Abend dieses Tages gar ernste Erwägungen gehalten. Die Kinder schliefen und hörten keine Silbe von dem Gespräch, das über ihre nächste Zukunft entschied, der Holzwärter aber und die Schwägerin saßen lange wach bei dem flackernden Lichte und redeten und rechneten, wie Alles zum Besten gewendet werden könnte. Der Herr von der Verwaltung hatte seinen Einfluß versprochen, um dem Knaben einen Freiplatz in der Stadtschule zu verschaffen; nun handelte es sich nur noch um den Unterhalt.

„Wenn Ferdinand ein Baron werden soll, dann thust Du wohl daran, ihn in die Stadt zu schicken," sagte die Schwägerin. „Sonst aber hat es noch nie gut gethan, wenn geringer Leute Kinder hoch hinaus wollten!"

„Er soll nicht hoch hinaus," erwiderte der Holzwärter barsch. „Er soll etwas lernen, damit ich nicht nöthig habe, mir Vorwürfe sagen zu lassen. Hättest Du Dich mehr um die Kinder gekümmert, so wäre mir heute ein ärgerlicher Auftritt erspart geblieben!"

„Sind es meine Kinder?" rief die Schwägerin. „Mir deucht, ich habe Arbeit genug von ihnen; sie zerreißen mehr Zeug, als sie verantworten können. Wer muß den ganzen Tag mit Nadel und Faden sitzen, wer muß für Alles sorgen? — Ich, ganz allein ich!"

„Und deshalb soll es anders werden! Ferdinand kommt in die Stadt und Elisabeth kannst Du zur Thätigkeit anhalten, damit Du eine hilfreiche Hand zur Seite hast. Von Deinen Klagen über allzuschwere Arbeit will ich nicht wieder hören."

„So bedenke doch aber die Kosten. — Wir sind nicht reich."

„Die habe ich bedacht. Ich werde viele Sorgen haben in der Zukunft, ich würde ihnen auch nicht entgehen, wenn der Knabe hier im Walde bliebe. Richte Ferdinands guten Kleider her, am nächsten Sonntag gehe ich mit ihm in die Stadt; das Uebrige wird sich finden." —

Am folgenden Tage kamen Handwerker mit Schlägel und Meißel und bereiteten die Steine für die Sprengung vor. Am letzten Tage der Woche dröhnten etliche laute Schüsse durch den Wald und fanden weithallendes Echo. Auch in den Herzen der Kinder klangen sie wieder, die wußten, daß der liebste Ort, den sie auf Erden hatten, für immer zerstört wurde. Noch aber wußten sie nicht, daß ihnen eine bittere Trennung bevorstand. Das hatte der Vater verschwiegen und wollte es nicht eher sagen, als bis es an der Zeit sei. —

Es war Sonnenschein und Sonntag. Ein merkwürdiger Tag für den Knaben: der sollte zum ersten Mal den Wald verlassen, zum ersten Mal nicht mit der Schwester zusammen sein, nicht mit ihr zusammen spielen. Das war so neu und so überraschend, daß sie ganz um den Abschied kamen.

Durch den morgenfrischen Wald schritten Vater und Sohn, der Erstere still und ernst, der Letztere mit lachenden Augen und frohen Mienen. Vor Beiden lag die Zukunft; der Vater blickte weit hinaus und überdachte, was zu thun sei, damit sich Alles zum Besten seines Kindes wende, und sorgte und bangte; der Knabe gewahrte nur das Nächste und konnte sich keine Vorstellung von dem machen, was dieser eine Tag ihm bringen möchte. Bis jetzt war ihm auf dem Wege noch nichts Besonderes aufgestoßen, denn den Wald kannte er, auch die Vögel waren ihm nicht fremd. Einen Pirol hörte er singen und sah ihn oben durch die Kronen der Buchen fliegen. Er machte den Vater aufmerksam darauf, aber ihm wurde keine Antwort. So schritten sie stumm neben einander, bis sie nach langer Wanderung das Ende des Waldes erreichten und die breite Fahrstraße betraten, die zur Stadt führte. Nach einiger Zeit gelangten sie zu einem Bauerngehöft, dessen Besitzer mit dem Holzwärter bekannt war und der ihm für den heutigen Tag Pferd und Wagen zu leihen versprochen hatte.

Der kleine Einspänner stand schon draußen auf dem Hofe, der Knecht führte das angeschirrte Pferd aus dem Stall, und gar bald war Alles zur Abfahrt bereit. Als Vater und Sohn auf dem Wagen saßen, trat der Bauer heran und

sagte: „Heute thu' ich Euch einen Gefallen, Holzwärter. Ich denke, Ihr werdet das nicht vergessen, wenn ich im Winter Holz kaufe und werdet dafür sorgen, daß das Maß nicht zu knapp ist und die Scheite nicht zu locker gelegt werden." — Der Holzwärter schlug auf das Pferd und fuhr, ohne ein Wort zu erwiedern, eilig von dannen. Auf seinem Gesicht war die Röthe des Zorns aufgezogen, und die Zähne biß er fest aufeinander. Wäre es nicht für den Knaben gewesen, er hätte den Wagen stehen lassen und dem Bauern eine harte Antwort gegeben, nun aber mußte er sich der Nothwendigkeit fügen und schweigen.

Der Weg stieg langsam aufwärts. An beiden Seiten zog sich der Wald hin; Buchen, Eichen und Nadelhölzer wechselten mit einander, dann kam Haidefläche, die mit jungen Kiefern bepflanzt war, und daran schloß sich wohlbestelltes Ackerland. Als der Wagen die höchste Steigung des Weges erreicht hatte, jauchzte der Knabe laut auf. Vor ihm dehnte sich eine weite, glänzende Wasserfläche, in der Ferne von Wald und Feld umrahmt: — das war der See, und dort entdeckte sein Auge einen spitzen Thurm und viele, viele rothe Dächer: — das war die Stadt am See. Nun ging es an ein Fragen, denn alle Eindrücke, die auf ihn einstürmten, waren neu und nahmen die ganze Aufmerksamkeit des Knaben gefangen.

„Das Alles wirst Du kennen lernen," antwortete der Vater, „wenn Du fleißig bist und Dich gut beträgst. Nun sitze ruhig, damit die Leute in der Stadt nicht über Dich lachen."

Der Knabe hatte keine Zeit, über die Bitterkeit der letzten Worte nachzudenken, denn der Wagen rollte durch das Thor der Stadt und rasselte über das ungemüthliche Pflaster. Das war eine ganz andere Welt als in dem Walde. Jedes Haus wurde zu einem Wunder, die vielen sonntäglich geputzten Leute, die Wagen, einige Reiter zu Pferde, eine Abtheilung von Soldaten, die dahermarschirte: das waren auch Wunder, nie Erlebtes und Fremdes für den Knaben. Er vermochte nichts zu sagen und drängte sich dicht an die Seite des Vaters. Das Wäglein wurde in einem von ländlichen Leuten viel besuchten Gasthause unter-

gebracht. Das Pferd bekam von dem mitgebrachten Hafer, für die Gäste sorgte der Wirth. Einen so freundlichen Mann hatte der Knabe nie gesehen.

Als die beiden Reisenden sich gestärkt hatten, sprach der Vater ein ernstes Wort: „Heute ist für Dich ein wichtiger Tag,“ sagte er zu dem Knaben. „Wenn das Glück gut will und die Leute sich ihrer gegebenen Versprechungen erinnern, dann kommen wir nach einigen Tagen wieder zur Stadt und Du bleibst hier, damit Du die Schule besuchen und etwas lernen kannst. Mit dem Spielen und Umherlaufen ist es dann vorbei, das hat ein Ende. Nach der Kirche will ich zu den Leuten gehen, die mir helfen wollen für Dich; vorher aber wollen wir Gott bitten, daß er uns beistehe mit seinem Segen.“

Der Knabe wußte weder etwas von Gott, noch von der Kirche, und ruhig folgte er dem Vater in das große Haus, dessen Thurm er schon von Weitem erblickt hatte. Bei dem Eintritt schwollen ihnen die gewaltigen Töne der Orgel entgegen, untermischt mit dem Gesange des Chores und der Gemeinde. Der Knabe erschrak, denn noch nie hatte er Musik gehört, am wenigsten den hehren Klang des kirchlichen Werkes. Es war ihm, als vergehe ihm der Athem, er umklammerte die Hand des Vaters und ließ sich wie im Traume zu einem Plätzchen führen, das abseits neben einem der großen Pfeiler lag, die das Gewölbe trugen. Wohl wagte er nach einiger Zeit den Blick auf die ungewohnte Umgebung zu lenken, auf die goldverzierten Epitaphien an den Wänden, auf die gemalten Fenster, durch die der Tag farbig hereinschien, hoch auf zu den Gewölben, die ihm unermeßlich deuchten, aber seine Seele war ganz gefangen von dem Tonmeer, das ihn umwogte. Es durchrieselte ihn mit ungeahnten Schauern und als die feierlichen Melodien nun in lieblicher Klangfarbe wie aus der Höhe sich herniedersenkten, gedachte er der Schwester, des Waldes und des zertrümmerten Steinhauses, da mußte er weinen.

Als Gesang und Orgel verstummten und Worte gesprochen wurden, die er nicht verstand, lauschte er anfangs aufmerksam, dann aber schlossen sich allmälig seine Augen

und er entschlief, das Haupt an den Vater gelehnt, der seinen Arm wie in Liebe um ihn schlang, wie er nie zuvor sein Kind an sich gezogen hatte. — Dann mischten sich sanfte Akkorde in den Traum des Knaben und trugen ihn wieder zurück in die Wirklichkeit, die ihm auch nichts Anderes war, denn ein Traum im Wachen.

Mit der übrigen Versammlung verließen sie die Kirche und traten hinaus auf den sonnenbeschienenen Markt. Da erst faßte sich der Knabe ein Herz und fragte: „Nicht wahr, da drinnen war Gott, von dem Du vorhin sagtest?"

„Ich habe ihn gebeten, daß er Dich in Zukunft schützen und schirmen möge, als Du schlummertest," war die Antwort.

Nun wußte der Knabe, was er wissen wollte, nun konnte er der Schwester erzählen, was er gehört: er hatte einen Namen für das Gewaltige und Unbekannte. Wäre er doch nur erst wieder im Walde.

Es war aber noch mancherlei zu besorgen, ehe an den Heimweg gedacht werden konnte. Dem fremden Herrn, der im Walde so ernste Worte gesprochen hatte, wurde ein Besuch gemacht, dessen Resultat ein günstiges war, denn ein Leichtes war es dem Herrn geworden, für den Sohn des pflichttreuen Forstwärters, der noch nie mit einer Bitte gekommen war, einen Freiplatz in der Schule zu erwirken. Bei einem alten kinderlosen Ehepaar, das weitläufig mit der Mutter des Knaben verwandt war, wurde ein Unterkommen gefunden. „Er sollte es gut bei ihnen haben", sagten die Alten. Somit ging Alles nach Wunsch und froher, als er gekommen, fuhr der Holzwärter mit seinem Sohne wieder in die Heimath zurück.

Die Sonnenstrahlen fielen schon schräge durch Laub und Zweige, als das Wärterhaus erreicht wurde. Während der Forstwärter der Schwägerin den Erfolg seiner Reise mittheilte, eilten die Kinder nach ihrem Lieblingsplätzchen zu den Steinen. Wohl sah es dort anders aus als früher, denn ihre Steinwohnung war verwüstet; darüber hätten sie sich jedoch nach Art der Kinder bald hinweggesetzt, auch gab es Aeste und Laub genug, ein neues Dach über einigen anderen Steinen zu bauen. — Eins aber ließ sie Beide tief

empfinden, daß die alte Zeit verschwunden war: sie verstanden einander nicht mehr wie sonst. Der Knabe konnte nicht die rechten Worte finden, um der Schwester die Erlebnisse des Tages zu erzählen und so viel Mühe er sich auch gab — sie verstand ihn nicht. Er machte ihr Vorwürfe, daß sie nicht begreifen wollte, was er sagte, was er meinte. „Wäre ich in der Stadt gewesen wie Du, dann wüßte ich auch, was Du weißt. Nun bin ich aber bei der Tante geblieben, die hat mir gezeigt, wie sie Maschen macht, wenn sie strickt. Sieh' her, so fleißig bin ich gewesen." Bei diesen Worten holte sie aus ihrer Tasche den ersten Versuch einer Handarbeit hervor und gedachte, der Bruder werde sie bewundern und sich mit ihr freuen. Er hatte aber kein freundliches Wort für sie: einen flüchtigen Blick schenkte er dem Gewirr von Fäden, das sie in der Hand hielt, und dann stürmte er davon. Es litt ihn nicht mehr an dem einstigen Lieblingsplatz. Er hatte am Morgen Gottes Stimme gehört, sein Herz war voll von dem, was sein Ohr vernommen und nun, da er von seinem Reichthum der Schwester abgeben wollte, mit der er bis dahin Freud' und Leid gemeinsam theilte, nun vermochte er nicht zu geben und sie nicht zu nehmen; etwas Fremdes war zwischen sie getreten.

Es war vorbei mit der alten Zeit und dem alten Leben. Dieser Tag hatte es zerstört, wie vor Kurzem die Minen der Steinmetzen die mächtigen Felsblöcke sprengten, die stillen Gespielen der Kinder. So war auch ihre noch so kleine Welt in Trümmer zerfallen.

* * *

Das zweite Jahrzehnt.

Was aus der Ferne beleuchtet, geheimnißvoll und wunderbar erscheint, verliert seinen Zauber in der Nähe, das Seltene büßt seinen Reiz ein, wenn es alltäglich geworden ist, Heiliges, das die Seele mit frommem Schauer erfüllte, erweckt Schmerz, wenn es von profanen Händen angetastet wird. Der Knabe des Waldhüters hatte sich eingelebt in städtisches Thun und Treiben, ihm war die Stadt kein Wundermärchen mehr, die schöngekleideten Menschen staunte

er nicht mehr an, nun da er wußte, wie sie genannt wurden, und in den Tönen der Orgel in der Kirche fühlte er es nicht mehr klingen wie eine Stimme aus einer anderen Welt, seit er am Sonntage mit im Chor singen und ebensowohl seine Püffe vom Kantor hinnehmen mußte, wie die anderen Knaben, die Allotria trieben, wenn der Prediger redete und der alte Singmeister ein wenig auf der Orgelbank einnickte.

Die beiden alten Leute, welche ihn aufnahmen, hielten ihn gut und wachten treu über ihm. War die Frau auch strenge, so war sie doch rechtlich, und der Alte ersah in dem Knaben einen Gefährten seiner Einsamkeit, dem er oft Dinge erzählte, die dieser gar nicht verstand, denen er aber williges Ohr lieh, weil er dachte, es müsse wohl so sein. Der Alte war seines Zeichens ein Maler, der in seinen jungen Jahren Florenz und Rom gesehen hatte, damals, als ihm die hohe heilige Kunst wie eine Fata Morgana voranzog, der er mit heißem Bemühen nacheilte. Es waren ihm aber nicht die Schwingen gewachsen, die ihn ganz hineingeführt hätten in das Paradies der Kunst, so viel er auch rang und kämpfte ... ihn brachten Mühen und Entbehrungen nur bis auf die Anhöhe, von der er hinüberblicken konnte in das Geisterland, zu dem er sich mit vollem Herzen sehnte, vor dem er jedoch entsagend umkehren mußte.

In der Heimath verlachten den Alten Alle, denen er einst in froher Hoffnung versicherte, daß er ein Künstler werden wolle. Er mußte es ertragen. Unverdrossen widmete er sich seinem Handwerk, das ihn gemächlich ernährte; er gründete seinen eigenen Herd und nahm ein Weib, das in der Wirthschaft tüchtig, Alles wohl zusammenhielt, das aber mitleidig lächelte, wenn er ihr von den Träumen seiner Jugend erzählte. Sie würde ihm ein williges Ohr geliehen haben, wenn sie einen Nutzen in all' den Dingen erblickt hätte, von denen er sagte, aber da sie merkte, daß ihm zur Arbeit die rechte Lust fehlte, daß er sich zur Ausübung seines Berufes zwingen mußte, wenn er von dem träumte, was er wohl vollbringen möchte, wenn ihm das Talent dazu gegeben worden sei, so suchte sie ihn mit Dingen, die das tägliche Leben angingen, hübsch unten auf der Erde zu halten. Seine

künstlerischen Versuche brachten nichts ein, da Niemand ihrer begehrte, dagegen bezahlten die Bauern für eine himmelblau angemalte Truhe den gedungenen Preis willig und schenkten obendrein noch eine Kleinigkeit für die Küche, wenn die Rosen darauf in brennendem Roth grellten. Und deshalb durfte er nicht laut träumen.

Nun war der Knabe in's Haus gekommen, der verlachte den Alten nicht, der ließ sich erzählen von dem Lande Italia und seinen Wundern, von den Kirchen und Palästen und den Werken der Meister, die sie bargen. „Hätte ich nur ein einziges solches Bild malen können, wie jene," sagte der Alte, „dann gehörte ich auch zu ihnen, dann hätte ich gewußt, warum ich lebte, dann wäre ich gern gestorben." Der Alte bedachte nicht, daß der Knabe ihm nicht zu folgen vermochte, und wenn sie bei heiterem Wetter in dem kleinen Garten, oder zur Winterzeit in der Dämmerung im traulichen Stübchen saßen, dann entwarf der Knabe sich nach den Worten des Alten ein ganz absonderliches Bild von dem Land Italia und von der Kunst, die höher und heiliger sein sollte, denn alles Andere. Damals im Walde hatte er nicht gewußt, was die Stadt war, wenn der Name genannt wurde, aber von dem, was die Kunst sein möchte, davon konnte er sich nur verworrene Begriffe machen, wie einst von der Stadt.

In der Schule war er fleißig, er hatte es dem Vater versprochen. Viel hatte er im Anfang von seinen städtischen Kameraden zu leiden, die ihn verhöhnten ob seiner Unkenntniß der gewöhnlichsten Dinge, die ihn verspotteten, wenn er in kindlicher Unschuld ihnen einen Einblick in sein Inneres gestattete, in dem sich die kleine Welt barg, die er daheim im Walde in der Steinwohnung mit der Schwester aufgebaut hatte aus Waldesrauschen, hellem Vogelschlag und Kinderträumen. Das paßte Alles nicht in die Welt hinein, in der er jetzt lebte, und das machte die Anderen lachen. So kam es, daß er sich nicht zu den Kameraden getraute und sich von ihnen abschloß, daß er dem Alten still und schweigend zuhörte. Die Schulkameraden nannten ihn einen Duckmäuser, die beiden Alten riefen ihn bei seinem Vornamen — Keiner hatte ein liebes Wort für ihn.

Die Schmeichelnamen, welche die Liebe erfindet, waren für ihn nicht da, er vermißte sie auch nicht, da er sie bisher nicht kennen gelernt hatte. —

So vergingen die Jahre in der Stadt. Während der Ferien besuchte er den Vater. Von der Tante mußte er hören, daß er viel koste, und wenn ihre Klagen über diesen Punkt erledigt waren, fragte sie: „Wie soll das enden? Wohin soll das führen?“ Die Schwester sah er nur selten, sie war bei einem Bauern in einem Dorfe untergebracht, damit sie die Schule besuche und arbeiten lerne. — Sie aber waren froh, wenn sie zu Festzeiten einander trafen.

„Es war doch besser, als wir noch klein waren,“ sagte erst einst zu ihr.

„Das sagst Du?“ fragte sie erstaunt. „Du bist doch in der Stadt, wo es schön ist. Ach, wie mußt Du glücklich sein!“

Da rang sich ein lauter Schrei aus seiner Brust und heftiges Weinen erschütterte ihn, als sollte er vergehen. Die Schwester schlang ihren Arm um ihn und küßte ihm Stirn und Wange, bis er wieder ruhiger wurde. Sie fragte, warum er so betrübt sei, aber er vermochte ihr keine Antwort zu geben.

„Bist Du krank?“ fragte sie weiter. „Wollen wir es dem Vater sagen, daß er Rath schaffe?“

„Nein, nein!“ rief er hastig. „Ich weiß selber nicht, wie mir war. Wir wollen dem Vater keine Sorgen machen, er ist alt geworden in kurzer Zeit.“ —

„Seitdem er mit der Tante allein ist,“ fiel die Schwester ein.

„Seitdem wir fort sind,“ flüsterte Ferdinand. „Er hat uns lieb, das weiß ich, wenn er es auch nicht sagt, und nun grämt er sich nach uns, wie wir uns nach ihm grämen und dem Walde.“

„Ich bin lieber bei den fremden Leuten,“ antwortete die Schwester. „Es ist geselliger, man spielt mit den Andern, und prachtvolles Essen giebt es. So herrliches Weißbrot, wie die Bäuerin zum Sonntag backt, haben wir niemals daheim bekommen. Ich könnte es auf lange Zeit nicht mehr im Walde aushalten. Du solltest dabei sein, wenn wir Blindekuh spielen, ich sage Dir, es ist köstlich.“

Ferdinand schüttelte das Haupt, er trug weder Verlangen zum Spiel, noch zu dem Brod der Bäuerin.

Der Holzwärter war in der That rasch gealtert. Noch einsilbiger als früher suchte er die Einsamkeit mehr denn zuvor. Er floh das Haus, aus dem die Kinder fortgezogen waren, das durch das mürrische Wesen der Schwägerin, die keineswegs mit den Jahren an Liebenswürdigkeit gewann, ihm von Tage zu Tage unleidlicher ward. Sie warf ihm vor, daß er ein Narr sei, nach so vielen Jahren den Verlust der Frau nicht verschmerzen zu können, aber damit traf sie nicht ganz das Rechte, denn die Zukunft der Kinder war es, die ihm Sorge machte. Sie waren ganz allein auf sich angewiesen, wenn er aus dem Leben ging und jetzt — wie konnte er ihnen Schutz sein in seiner Einsamkeit? Wäre es nicht richtiger gewesen, den Wald zu verlassen und mit der Welt in nähere Beziehung zu treten, in der die Kinder um ihre Existenz zu ringen gezwungen waren? Oft trat dieser Gedanke an ihn heran, aber ebenso oft wies er ihn zurück. „Es ist zu spät geworden," sagte er sich selbst und dieses „Zuspät" lag auf ihm wie ein schwerer Alp, wie die Sorge, die den Nacken beugt. Er fühlte, daß es abwärts mit ihm ging, und das machte ihn noch verschlossener als früher.

Er sprach mit dem heranwachsenden Knaben und fragte ihn, was er werden wolle, um in der Zukunft fest zu stehen, aber dieser wußte keinen Bescheid darüber zu geben. „Du wirst in einem Jahre konfirmirt," sagte der Vater, „dann mußt Du wissen, was Du werden willst. Darum denke nach und vergiß nicht, daß wir uns nach unserer Decke strecken müssen." Das versprach der Knabe zu thun, und fügte hinzu, daß er sich bei dem alten Maler Raths erholen wolle.

Es fand sich auch bald eine Gelegenheit, als der Knabe wieder in der Stadt war, dem Maler die beabsichtigte Frage vorzulegen. „Wozu treibt Dich Dein Verlangen?" entgegnete dieser. „Würdest Du einen Beruf erwählen, dem Du Dich nicht mit ganzer Seele hingiebst, so müßtest Du unglücklich für Dein ganzes Leben werden. Findest Du zuletzt nicht etwas Besseres, so bleibe bei mir und lerne mein Handwerk, ein Gehülfe wie Du, wäre mir gerade recht und was ich

weiß und kann, will ich Dich gerne lehren. Willst Du das, so kannst Du jetzt schon anfangen, in Deiner freien Zeit mir zur Hand zu gehen. Wir können auch bei der Arbeit plaudern und Du hast den Vortheil, Deine Lehrzeit zu verkürzen."

Das war dem Sohne des Holzwärters recht, und schon am nächsten Tage begann seine Thätigkeit, obgleich ihm das Farbenreiben nicht sonderlich behagte, aber es mußte sein, da er dem Vater das Versprechen gegeben hatte, die Zukunft ernst zu erfassen. An den Sonntagen unterwies der Alte ihn im Zeichnen von Ornamenten und Figuren aller Art, wie sie das Gewerbe benöthigte, und mit eisernem Fleiße wandelte Ferdinand die ihm vorgeschriebenen Wege zur Freude seines Meisters, der hin und wieder ein Wort von Begabung und Talent fallen ließ. „Es wird gehen," sagte er zu seiner Frau, „der Junge besitzt Anlagen."

„Wenn sie Dir nützen, dann ist es gut," erwiderte diese. Und so kam es, daß einige Tage nach der Konfirmation der Zunftmeister den Sohn des Holzwärters als regelrechten Lehrling des ehrsamen Malerhandwerkes einschrieb. —

Die Stadt besaß aus alten Zeiten her ein Schloß, das unbewohnt war und zeitweilig zum Aufenthalt durchreisender hoher Personen diente. Es lag auf einer Anhöhe und nahm sich gar stattlich aus, nur machten die geschlossenen Fenster den Eindruck, als läge es im Schlafe und träume von vergangenen glanzvollen Tagen. Der alte Kastellan, der im Erdgeschosse wohnte, sah auch aus wie ein Ueberbleibsel aus alter Zeit, so staubig, so verwittert, so schweigsam wie die bemoosten Sandsteinsphinxe vor dem Portal.

Nur wenn er durch Nothwendigkeit gezwungen wurde, begab sich der alte Herr in die Stadt hinab. Dann trug er einen braunen Rock von altfränkischem Schnitt und weiße gewirkte Handschuhe und sah weder rechts noch links, als wollte er mit den Leuten auf der Gasse nichts zu schaffen haben. So kam er auch eines Tages zu dem Maler gegangen, damit sich dieser auf das Schloß begebe, um einen Plafond auszubessern, dem der Regen zugesetzt hatte. Es wohnten unter dem Dache des alten Schlosses Wiesel und Marder, die hin und wieder eine Schiefertafel lösten; der Kastellan

konnte nicht dafür, daß der Regen sich an dem, ihm zur Obhut übergebenen alten Schlosse mitunter vergriff.

Der Meinung war auch der Maler und auch die Frau bestätigte dies, und ein Langes und Breites wurde darüber geredet, daß die Zeiten so ganz anders geworden seien, daß derartiges früher nicht hätte passiren können, daß nun aber nichts übrig bleibe, als den angerichteten Schaden so bald wie möglich zu repariren.

„Es ist aber nicht leicht zu helfen," sagte der Kastellan, „denn der Regenfleck hat sich über einen Rosenstrauß ausgebreitet, der an die Decke gemalt ist. Werden wir das auch können?"

„Ich denke: ja," antwortete der Maler. „Und wenn es mir nicht gelingen sollte, so wird mein junger Lehrling schon damit fertig werden. Der hat Talent."

„Wir müssen sehen, wie's geht," sagte der Kastellan. „Aber bald muß es sein, denn kämen Herrschaften und der Fleck wäre noch da, das würde ich nicht überleben."

So kam es, daß am nächsten Tage der Maler und sein Zögling das Schloß betraten. Farben und Pinsel hatten sie mitgenommen, um wo möglich die Arbeit gleich zu beginnen.

Die großen Säle und Zimmer, durch welche sie geführt wurden, die nur matt vom Tageslicht erleuchtet waren, machten einen geheimnißvollen Eindruck auf den Sohn des Holzwärters. Kaum wagte er die weichen Teppiche mit den Füßen zu berühren, befangen folgte er seinen Führern, so fremd fühlte er sich in diesen Räumen. In dem Zimmer, dessen Decke beschädigt war, stand bereits eine Trittleiter, die hoch hinaufreichte und volles Tageslicht strömte durch die geöffneten Fenster ein. Während der alte Maler den Schaden in Augenschein nahm und dem Kastellan die tröstliche Versicherung gab, daß das Unglück so gut wie ungeschehen gemacht werden könne, ließ Ferdinand seine Blicke durch das Zimmer schweifen. Die weißlackirten vergoldeten Möbel aus der Zeit Ludwig des Vierzehnten, die Kredenze, auf der wunderlich geformte Porzellanvasen standen, die kleinen mit schimmerndem Perlmutter ausgelegten zierlichen Tischchen mutheten ihn eigen an. Eins aber fesselte ihn ganz und

nahm alle seine Sinne gefangen, das war ein Bild in schwerem goldenen Rahmen, auf das ein herrliches Licht fiel. Da sah er von schimmerndem Golde umgeben seine innere Welt, die er bisher Niemandem zu offenbaren vermochte, verkörpert vor sich, das war der Wald, wie er einst gewesen, da er noch ein Kind war, das war Waldesrauschen und Waldesduft, wie er nie wieder vernommen seit jener Zeit, nach der er sich unbewußt gesehnt hatte so manchen Tag, so manches Jahr. Er hatte nicht gehört, daß der Kastellan fortgegangen war, er merkte nicht, daß sein Meister zu ihm trat und ebenfalls das Bild betrachtete. Nur dann erst, als der Alte ihm weich und leise zuflüsterte: „Das ist die Kunst!" da erwachte er wieder und es begann in ihm zu tagen. Der Frührothschein aus einer andern Welt war zu ihm herübergedrungen, nun verstand er den Alten, nun hatte er auch in das Wunderland der Kunst einen heißen verzehrenden Blick gethan.

„So will auch ich malen," rief er begeistert. „Und so werde ich es!" fügte er fest und bestimmt hinzu.

Wehmüthig lächelnd erwiderte der Alte: „Diesen Maler hat noch keiner erreicht, er ist der größten einer und heißt Ruisdael. Sieh', so wie Du jetzt, habe auch ich einst gewünscht und gehofft, ich traute mir zu, das Höchste zu erreichen, bin aber unten auf der Erde geblieben."

„So will ich versuchen, wie weit ich gelange," antwortete Ferdinand. „Doch das Eine weiß ich, nimmer werde ich ruh'n noch rasten, bis ich auch in Farben sagen kann, was ich fühle und denke."

„Und wenn die Andern kommen und Dich und Dein Stammeln und Lallen verspotten? Warum ziehst Du Dich zurück von Deinen Kameraden? Weil sie Dich verhöhnten, wenn Du von Deiner Heimath sprachst und sie Dir schöner deuchte als Alles. Und es waren nur Knaben, die kein Mitleid mit Dir hatten. Wird Dir je die Kunst zur Heimath und Du sprichst in Farben zu den Menschen, von dem, was Dein geistiges Auge erschaute, dann schreien die Erwachsenen Hohn, bis Du untergehst oder bis Du ein Meister geworden bist, und Du ihnen die Pforten der Schönheit so weit erschließen kannst, daß ihre blöden Augen sehen müssen. Bist

Du stark genug, viel, sehr viel Leid zu ertragen, daß Du Dir eine neue Heimath gewinnen mögest?"

Ferdinand schwieg. Er gedachte seiner Heimath im Walde, des Steinhauses, das die fremden Leute sprengten, wie er in die Stadt gekommen war, die ihm ein Wunder erschien, ehe er sie kennen lernte, und wie er jetzt so einsam und verlassen sei. Einen langen, innigen Blick richtete er auf das Bild und heißglühend strömte die Sehnsucht durch sein Inneres. „Ich will die Heimath gewinnen," flüsterte er.

„So möge Gott Dir beistehen," rief der Alte und zog den Jüngling an seine Brust. „Er lasse Dich das Land Italia schauen und gebe Dir mehr, als er mir gab, mehr als den Willen .... auch die Kraft zur Vollendung!"

Es war still, ganz still in dem Zimmer des alten Schlosses, kein Ton drang von dem Geräusch der Stadt herauf, doch diese Stille durchschauerte den Jüngling, wie damals der feierliche Klang der Orgel, als er an des Vaters Hand zum ersten Mal in seinem Leben in die Kirche trat. Er fühlte sich zu dem alten Maler hingezogen, wie zu einem Vater, und hielt ihn fest, fest umschlungen. Er hatte einen Trunk aus dem Born der Liebe gethan, den eine alte zitternde Hand ihm reichte, einen Weihetrunk in der heiligen Stunde, in der die Kunst sehnendes Verlangen in ihm erweckte. Sie sprachen kein Wort, aber ihre Blicke ruhten auf dem Bilde des holländischen Meisters. Der Eine sog es in sich aufleuchtenden Auges, dem Andern verhüllte ein leichter Schleier das Bild, es war die Trauer um längst begrabene Hoffnungen, die in diesem Augenblicke das Auge des Alten feuchtete.

Als der Kastellan nach langer Zeit wiederkehrte, um sich über den Fortgang der Arbeit zu unterrichten, fand er, daß das Blumenbouquet an der Decke noch ebenso durch den Regenfleck entstellt wurde, wie vorher, daß noch keine Hand gerührt worden war, Abhülfe zu schaffen. Er warf einige Worte von Zeitvergeuden und Unannehmlichkeiten hin, aber er mußte sich mit dem Versprechen begnügen, daß morgen die Arbeit in Angriff genommen werden solle. Für heute sei es schon zu dunkel geworden. —

Zwischen dem Meister und Lehrling trat von diesem Tage ab eine gegenseitige Annäherung ein, die mit den althergebrachten Gebräuchen der Zunft geradezu in Widerspruch stand. Anstatt die Barschheit herauszukehren, welche in füherer Zeit als wichtiges Erziehungsmittel galt, und wenn auch nicht den Respekt, so doch die Furcht vor dem Lehrherrn förderte, verzog der Alte den jungen Menschen. Während dieser zeichnete, rieb der Alte die Farben; wo er konnte, nahm ihm der Alte die Last häuslicher Arbeiten ab. Erstand darob Zwist mit seinem Ehegemahl, so wagte er den Lehrling in Schutz zu nehmen. Es war die umgekehrte Welt.

„Ich will es ihm leichter machen, als ich es in meiner Jugend hatte," sagte der alte Maler zu sich selber. „Nur weiß ich nicht, wie es werden soll, wenn ich keine Vorlagen mehr für ihn habe? Was kann er überhaupt bei mir lernen und hier in der Stadt, die nichts bietet? — Ja wäre er im Lande Italia, dort könnte er die Kunstwerke sehen und sie abkonterfeien, bis er selbst zu schaffen im Stande wäre. Warum leben wir nicht miteinander im Lande Italia?"

„Woran soll er seine Kräfte üben?" dachte der Alte weiter. „Gothische Blumen und griechische Borten kann er zeichnen. Das aber genügt nicht und führt ihn nicht weiter. — Ja wenn der Kastellan ihm erlauben wollte, daß er eins von den Bildern in dem Schlosse kopiren dürfte — das würde ein gewaltiger Schritt vorwärts sein!"

Es war ein schwerer Gang für den Alten, als er sich zum Kastellan begab, und ihn um die Erlaubniß für seinen Lehrling bat, ein Bild von den im Schlosse befindlichen kopiren zu dürfen. Für sich hatte er noch nie gebeten und des Bittens ungewohnt, trug er sein Anliegen so ungeschickt vor, daß der Kastellan ihn anfangs gar nicht verstand. Als dieser aber der langen Rede kurzen Sinn erfaßte und ob des ungewohnten Ansinnens eine Zeitlang nicht zu Worte kommen konnte, war eine bestimmte Ablehnung die Antwort.

„Gott soll mich aber schützen und bewahren, daß ich mich an dem mir anvertrauten Inventar versündigte!" antwortete der Kastellan.

„Es gilt ja nur einen Versuch zu machen," rechtfertigte sich der Alte.

„Ich kann mich auf nichts einlassen," entgegnete der Kastellan zähe. „Hat der junge Mann Talent, so wird er sich schon Bahn brechen, das haben sie alle müssen. So viel aber sage ich nur, die Sachen in dem Schlosse sind nicht für Jedermann da, und wenn Sie vernünftig sind, so treiben Sie dem jungen Manne seine Kunstgrillen aus. Kennt er sein Handwerk gut, so kann er es zu etwas bringen. Ich würde mir ein Gewissen daraus machen, einen unmündigen Menschen zu Thorheiten zu verleiten, und eine Thorheit ist die Kunst!"

Unverrichteter Sache kam der Alte wieder nach Hause und redete zu seinem jugendlichen Freunde die Worte, die der Kastellan gesagt hatte. „Es ist auch am Ende eine Thorheit," schloß er. „Und besser wird es sein, Du schlägst Dir alle Gedanken an die Kunst aus dem Sinn. Sieh mich an und sage, was aus mir geworden ist, warum solltest Du auch so werden wie ich und in ewigem Zwiespalt mit Dir selbst leben? Wir wollen Thüren und Fenster streichen und Milcheimer bunt anmalen."

Ferdinand erwiderte keine Silbe. Schweigend legte er das Zeichengeräth zusammen und verschloß es. Das Zeichenbrett lehnte er umgekehrt an die Wand und that ganz wie ihm der Alte befahl. Von nun an war weder die Rede von der Kunst, noch vom Lande Italia; jeder Tag, der kam, war ein grauer trüber Alltag, es war ihnen Beiden, als sei die Sonne untergegangen und werde niemals wieder scheinen.

Des Malers Frau war zufrieden mit der Wandlung der Dinge und dankte dem Kastellan im Stillen gar vielmal, daß er mit vernünftigen Worten einem Treiben ein Ende gemacht hatte, das mit dem gewöhnlichen Lauf der Dinge nicht übereinstimmte. Das stille zurückhaltende Wesen des Jünglings gefiel ihr gar wohl und mit seinem Fleiße war sie derart zufrieden, daß sie aus eigenem Antriebe ihren Gatten veranlaßte, die nöthigen Schritte zu thun, damit der Lehrling vom Maleramte zum Gesellen gesprochen werde.

„Denn," meinte sie, „er ist groß und stattlich herangewachsen bei seinen zwanzig Jahren und kann Dich als Geselle gut vertreten. Dann hast Du mehr Ruhe und brauchst Dich nicht so zu quälen wie bisher. Aber verpflichten muß er sich, bei uns zu bleiben, damit wir Nutzen von ihm haben!"

Es wäre auch so gekommen, wie die Frau Meisterin sich ausgesonnen, aber an einem schönen Morgen erschien der junge Mann nicht bei dem gemeinsamen Frühmahle und blieb auch von diesem Tage an verschwunden, ohne ein Zeichen zurückzulassen, wohin er gegangen sei.

Der Kastellan wollte bemerkt haben, daß der junge Mann an dem Tage seines Verschwindens im frühen Morgengrauen auf dem Schloßberge gewesen sei und unverwandten Auges zu dem Gemache hinaufgeschaut habe, wo damals der Regenfleck die Decke beschädigt hatte, aber er konnte keinen Zusammenhang zwischen diesem Umstande und der Flucht des jungen Menschen finden.

„Dann weiß ich, wohin er gegangen ist," sagte der alte Maler, und ein freudiges Lächeln überflog sein Antlitz, „dann ist er auf dem Wege nach dem Lande Italia!"

* * *

Das dritte Jahrzehnt.

Es war so ziemlich alles beim Alten geblieben, im Walde sowohl wie in der Stadt am See, seit der Zeit, da der Sohn des Holzwärters in die Fremde gewandert war, ohne zu sagen wohin, und ohne einen lauten Gruß für die, zu denen er gehörte. Er mußte wandern, er konnte nicht anders. Das verschlafene Schloß mit seinen Schätzen öffnete sich ihm nicht. Der Kastellan gab nicht zu, daß er den Schöpfungen der Kunst sich nahte, um davon begeistert, zu eigener Thätigkeit zu entflammen; die Stadt war ihm zur Wüstenei geworden, auf der Dornen und Gestrüpp aufsproßte, das seine Sehnsucht zur Kunst umwucherte; da litt es ihn nicht länger in der Alltäglichkeit, und vorwärts eilte er, damit er die neue Welt fände, von der der Alte ihm

vorgeträumt, die er vorahnend wahrgenommen, als er das Bild im Schlosse sah. Dem Bilde sandte er einen Gruß, als er in der Morgenfrühe die Stadt verließ, das allein deuchte ihm grüßenswerth.

Der Holzwärter hatte die Kunde von der Flucht seines Sohnes scheinbar gleichgiltig aufgenommen und ertrug die bösen Reden der Schwägerin mit äußerem Gleichmuth, im Inneren aber betrauerte er ihn und hielt von ihm wie von einem Gestorbenen. Die Schwester grämte sich im Anfange, auch machte ihr das Gerede der Leute Verdruß, aber als dieses nach einiger Zeit still und stiller wurde, vergaß auch sie ob ihrer eigenen kleinen Sorgen das Verschwinden des Bruders. Der alte Maler hoffte von Tage zu Tage auf eine Nachricht von seinem ehemaligen Zöglinge, aber der Postbote ging achtlos an seiner Thür vorbei. Die Frau des Malers nannte den Entflohenen einen Taugenichts, der sein Glück mit Füßen von sich gestoßen habe, und der Kastellan gab ihr darin vollkommen recht. In der Stadt hatte man des Jünglings vergessen, da gab es Hochzeiten, Kindtaufen, Schützenfeste und mancherlei Stadtklatsch, die Gemüther mehr als hinreichend zu beschäftigen; wer hatte Zeit an den Einen zu denken? Im Uebrigen war die Stadt dieselbe geblieben: es spielte die Jugend auf der Straße, die Alten saßen vor der Thür und die Heranwachsenden freiten und ließen sich freien, wie einst die Alten in ihrer Jugendzeit. Es war ein altes Stück, das immer und immer wieder gespielt wurde: die Rollen blieben dieselben, nur die Namen der Akteure wechselten im Laufe der Zeiten.

Er aber, der davon gegangen war, der sich frei loslöste von dem gewöhnlichen Getriebe, war ein Anderer geworden. Er hatte die Noth kennen gelernt; die war sein Gefährte geblieben, bis er mühselig unter Entbehrungen und Leiden das Land seiner Wünsche, Italien, erreichte.

Hunger und Elend trieben ihn in niedrige Dienste, bald unter die Botschaft eines ehrsamen Meisters, bei dem er, wie einst, sein Handwerk übte, bald war es einzig und allein die Kraft seiner Arme, die ihm des Lebens leidigste Nothdurft erwerben half. Aber er sah Land und Leute und

mehr als das: in Schlössern, Kirchen und Galerien die Werke der Meister. Nicht überall gab es Kastellane.

Eiserner Wille beseelte ihn, der half ihm vorwärts, der ließ ihn ertragen und ausharren; die Noth vermochte nicht, ihn zu bezwingen, die versuchte an Jugend und froher Hoffnung ihre Tücke noch stets vergebens. Im Kampfe um das Dasein waren seine Kräfte erstarkt, die geistigen sowohl wie die körperlichen.

Der Sohn des Waldes unterschied sich wohl von manchen andern Menschenkindern. Frei und klar waren Stirn und Auge, Uebles hatte keine Gelegenheit gefunden, sie zu trüben; ein Etwas, das aussah wie leichter Trotz, umspielte seinen Mund. Kraftvoll, in dem herrlichsten Ebenmaße hatte sich die ganze Gestalt entwickelt, und gern weilten die Blicke auf dem jungen Manne, der unbeirrt die Welt durchzog. Manch' Meistertöchterlein hätte ihm mit Freuden die Hand gereicht, wenn er geblieben wäre; er aber konnte nicht bleiben, es trieb ihn weiter nach dem Süden.

Und als er nun endlich am Ziel war und die Stadt der sieben Hügel erreicht hatte, da sah er ein, daß er um keinen Schritt vorwärts gekommen war. Wohl stand er den Schöpfungen der größten Meister gegenüber und fühlte sich gedemüthigt ob solcher Größe ... wie aber sollte er es beginnen, den Weg zu betreten, den auch sie einst gegangen, um ihre Höhe zu erreichen? Ja, wäre er nicht in der Einsamkeit des Waldes geboren, wäre es ihm möglich gewesen, ohne Hindernisse dem Ziele zuzustreben, dann würde er nun auch schon ein Maler sein, wie so viel Andere, denen ein günstigeres Geschick zu Theil wurde, dann würde er, nicht wie jetzt nur von Ferne stehen, sondern schaffen und wirken. Er blickte vorwärts in die Zukunft, und die Gestalt des alten Malers aus der Stadt tauchte vor ihm auf. „Das ist auch mein Loos," rief er entsetzt. Aber nur kurze Zeit ließ er sich von diesem Gedanken unterjochen. Er schüttelte ihn ab wie eine lästige Fessel. „Ich werde mir einen Meister suchen," sagte er. „Hier in Rom muß ich ihn finden!"

Er klopfte vergeblich bei vielen Malern an. Man begehrte Proben seiner Kunst, und im Besitze einer Skizzen=

mappe war er nicht. Andere begehrten klingende Münze für ihre Unterweisung . . . die besaß er nicht.

Endlich hatte Einer Mitleid mit ihm, ein deutscher Maler, der schon lange in Rom weilte, und dessen Namen in der Kunstwelt einen guten Klang hatte, der mochte wohl ein Gleiches erduldet haben und ihn verstehen.

So war endlich der ersehnte Tag angebrochen, so war der Führer gefunden, der ihn von den Irrwegen, die er bisher in seiner Rathlosigkeit eingeschlagen hatte, die ihn von der Kunst wegführten, während er glaubte, sich ihr zu nähern, mit ruhiger und sicherer Hand ableitete. Das hatte er wohl empfunden, daß das Wollen und die Begeisterung allein nicht den Künstler ausmachen, daß das Können nothwendig ist, um dem Wollen und begeisterter Anschauung zum rechten Ausdruck zu verhelfen. Niemand aber war gewesen, der ihm gesagt oder gezeigt hätte, wie es anzufangeu sei, das rechte Können zu eigen zu gewinnen. Wohl hatte er oft versucht, selbst vorwärts zu gehen, er malte und zeichnete, wie es ihm gelingen mochte, aber wenn er seine Arbeiten ansah und sie verglich mit den Werken der Meister, dann verzagte er fast und zerstörte, was er geschaffen. Nun aber erfuhr auch er die Regeln der Kunst, wie sie die Meister den Schülern von Generation zu Generation gelehrt hatten, und begierig, wie eine sonnendürre Flur den erquickenden, wachsthumfördernden Regen auftrinkt, erfaßte sein Geist die lang entbehrte, lange vergebens gesuchte Erkenntniß von dem Wesen der Kunst.

Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen, denn nun erst lernte er sehen, nun begannen die Schönheiten, die er bisher nur dunkel und geheimnißvoll ahnte, sich ihm verständnißvoll zu offenbaren.

Und von dieser Zeit an ward ihm auch das Können zu eigen. — —

Kaum war ein Jahr rastlosen Fleißes und innigster Hingebung an künstlerische Thätigkeit vergangen, als in Künstlerkreisen schon von dem seltenen Talent gesprochen wurde, und wie eine kleine Kreiswelle auf dem Spiegel eines Sees sich zu immer größeren Ringen ausbreitet, so verlautete die

gute Rede über die Begabung des schweigsamen norddeutschen Malers zu Freunden der Kunst und weiter hinaus zu Fernstehenden. Die Arbeiten fanden Beifall und Aufträge wurden gegeben, und jubelnd kredenzte die Menge dem Künstler den berauschenden Becher des Ruhmes. Da schwanden die Tage und Wochen wie im Fluge, Festtage und Festwochen voll glühenden Sonnenscheines, und vergessen waren Wald und Stadt. Die lagen jenseits der Berge in graue Alltäglichkeit gehüllt fernab von der stolzen Roma im Wunderlande Italia.

Und sengend wie die Sonne des italienischen Himmels nahte sich dem jungen Maler das Leben. Es lohte in ihm auf wie verzehrendes Feuer und mit vollen Zügen trank er wonnige Lust des Lebens, als müsse er sich schadlos halten für früheres Entbehren und Entsagen. Niemand war, dem er Rechenschaft geben durfte als sich selber, Niemand war, der ihn warnte.

Unter den Huldigungen, die ihm gebracht wurden, gefielen ihm die von den Lippen schöner Frauen am meisten. Er ward umworben, statt zu werben, und geblendet von leichten Erfolgen unterschied er nicht, ob er selbst es sei, der begehrt wurde, oder der Ruhm, den er sich als Künstler erwarb.

Die Selbstliebe redete ihm vor, daß die Huldigungen ihm gälten, und doch wäre er übersehen worden, wenn der Ruhm ihn nicht emporgehoben hätte. Deshalb fing er an, sich selbst für einen Heros zu halten und die Kunst gering zu achten. Sie begann ihm zu werden, was sie schon so Vielen ward und Vielen werden wird, ein Mittel, Ruhm und Güter zu erwerben. Damals, als er die Welt des Genusses nicht kannte, als einfaches ruhiges Leben ihn festhielt und nicht lassen wollte, als ihm Muße blieb zu tiefem inneren Gemüthsleben, sehnte er sich nach der Kunst. Das innere Empfinden wollte Form und Gestalt gewinnen; nun aber, da er ein Künstler geworden, nahte sich ihm die Außenwelt mit all' ihren blendenden Reizen und ließ die heilige Schönheit, die einst sein ganzes Wesen mit hoher Begeisterung erfüllte, matt und farblos erscheinen.

Als er mit ganzem Herzen und allen Sinnen der Kunst lebte, hatte der Neid Mißgünstiger oft versucht, ihm das

Schaffen und die Freude am Streben dadurch zu verbittern, daß er in übler Rede seine Werke herabzusetzen bemüht war und auch wohl den Spott zu Hülfe nahm, die Anerkennung zu verscheuchen. Diesem Neid aber setzten sich der innige Glaube an die Kunst und heilige Begeisterung entgegen, so daß er nicht mit den Pfeilen treffen konnte, die er boshaft aus Verstecken und Winkeln abschoß. Nun jedoch, da er der Kunst untreu ward, gewann der Neid die Oberhand und wußte Schwächen zu finden, die er schadenfroh zeigte und um derenwillen er Alles herunterriß, was der Künstler schuf.

Anfangs lachte er über den Tadel, den der Neid ausstreute. Was kümmerte ihn der Ausspruch, daß in seinen letzten Arbeiten bereits Manier sich geltend mache, daß der Zauber der Poesie aus ihnen verschwunden sei, der seinen früheren Werken innewohnte? Er hatte lustige Freunde genug, die ihm täglich den Weihrauch des Ruhmes streuten, und schöne Lippen nannten ihn kosend mit Schmeichelnamen. So war er auf dem Wege sich selbst zu verlieren, und er merkte es nicht.

Wohl gab es Stunden, in denen sich ihm das Gefühl der Oede und Leere nahte, aber sie kamen selten und waren rasch wieder vergessen, sie kamen auch nur dann, wenn er allein war, und da er die Einsamkeit nicht liebte, so wußte er auch Mittel, ihr zu entgehen; entweder suchte er Gesellschaft auf oder er griff zu Pinsel und Palette und malte.

Man hatte ihm gesagt, seine Bilder würden arm an Poesie und manierirt. „Warum male ich auch nur italienische Berge, die ewig sich wiederholenden Pinien und den heiteren südlichen Himmel?“ fragte er sich. „Das Einerlei erscheint leicht als Manier! — Ich will den Neidern ein Bild malen, das sie eines Besseren belehren soll, und ihnen zeigen, daß ich im Vollbesitze meiner Kraft und meines Könnens bin!“

Er legte eine Landschaft an, dem Norden entnommen. Die Erinnerung mußte ihm zu Hülfe kommen, damit sich das Bild gestalte, und wie sich Linie zu Linie gesellte, wuchs in leichten Umrissen ein Wald hervor, ein Hügel von Bäumen überschattet und große erratische Blöcke lagen am Fuße der sanften Erhebung. Und als er begann, dem

Entwurf das Leben der Farbe zu geben, da mußte er nachsinnen und in der Erinnerung die Töne suchen, die eine andere Natur als seine jetzige Umgebung verlangte. Da wurde längst vergangene Zeit in ihm wieder wach, es war das Bild der Heimath, das vor ihm erstand. Der Hügel im Walde, wo er glücklich gewesen war wie niemals wieder, da er noch ein Kind war und ein Wesen auf Erden hatte, das ihn ganz verstand, als wäre es ein Theil von ihm selbst. Er versuchte zu malen, allein es wollte ihm nicht gelingen, das Bild zu verkörpern, wie er es in seinem Innern erschaute, etwas Fremdes drängte sich hinein und dieses Fremde war die Gegenwart, in der er lebte. So war es doch wahr, was die Andern gesagt hatten: das, was ihn nun am innigsten bewegte, der heimathliche Wald, dessen trauliches Rauschen er zu vernehmen glaubte, in dessen mildem Smaragdlicht Frau Poesie wandelte, den konnte er nicht malen. Er erinnerte sich des Bildes im Schlosse, das ihn einst so gewaltig ergriffen, über dessen Wirkung er sich damals keine Rechenschaft zu geben vermochte. Nun konnte er sich entsinnen, daß er wie in einen Spiegel geschaut habe, in dem er die Natur erblickte, wie sie sich ihm unbewußt eingeprägt hatte, die Eins mit seinem Fühlen und Empfinden geworden war. Er hatte des Waldes, der Heimath vergessen und sie hatten dafür seiner vergessen, äußerer Schein hatte die Begeisterung verdrängt, die ihn treu durch's Leben dem erstrebten Ziele entgegen geleitete, und nun versagte ihm die Hand den Dienst, wo es galt, Schönes aus dem Innern zu Tage zu fördern. Es war öde in ihm geworden. Da faßte ihn wieder die Sehnsucht, die Sehnsucht nach der Zeit der Kinderträume, nach den Klängen der Orgel, die sein Herz mit heiligem Schauer erfüllt hatte, nach dem Bild im Schlosse, das ihn zu neuem Leben erweckte. Den alten Maler wollte er wiedersehen, den Wald, den Vater und die Schwester. Die liebte ihn, der konnte er vertrauen, die verstand ihn, hatte sie ihn doch verstanden, als sie noch klein waren und im Dickicht mit einander spielten. Das war es ja, was ihm fehlte, eine Seele, die ihm nahe stand.

Er verließ Rom, die Freunde, welche seine Grille verlachten, die Frauen, welche sein Abschied nicht betrübte, und pilgerte dem Norden zu. — — — — — — — — —

Als er den Wald erreichte, wurde ihm gar beklommen um's Herz. Alles war beim Alten geblieben, nur er war fremd geworden. Leichtlich fand er den Weg zum Holzwärterhause. Eine ihm unbekannte Frau saß vor der Thür und spann am Spinnrade. Er nannte den Namen seines Vaters. Der sei gestorben und begraben, ward ihm zur Antwort. Er fragte weiter nach der Schwester. Die sei in einem benachbarten Dorfe verheirathet, hieß es. Obgleich es bereits dunkelte, lehnte er das Anerbieten der Frau, auf die Ankunft ihres Mannes, des neuen Holzwärters, zu warten, mit stillem Kopfschütteln ab und machte sich allein auf den Weg, den kannte er noch von der Jugendzeit her recht gut. Er kannte ihn dennoch nicht wieder, denn seine Augen taugten nicht zum Sehen und in seinem Gemüthe zogen die Gedanken her, wie die Wolken am Himmel einer sturmbewegten Mondnacht im Herbste. Er gedachte des Vaters, der hatte sein Glück gewollt; wie er frei davongegangen war, wie er statt des Glückes bunten Schimmer eingetauscht, wie er dem Vater und dem alten Maler mit Undank gelohnt hatte, wie er nun von ihnen verlassen war, von denen er sich einstmals losriß. Und die Begeisterung für die Kunst, die ihn damals antrieb, so zu handeln und nicht anders? Sie war versiecht im übermüthigen Genusse. So war er verirrt im Leben, wie nun im Walde.

Mühsam nur gelangte er vorwärts. Er folgte einem Fußwege, der in das Dickicht führte, in der Hoffnung, auf demselben in's Freie zu gelangen; es war aber ein Weg, den die Rehe gebahnt hatten und der sich allmälich verlor. Er rief laut in den Wald hinein . . . nur das Echo antwortete.

„So werd' ich in dieser Nacht mich auf Moos und welkes Laub betten," sagte er. „Wer weiß," fügte er hinzu, „ob es nicht besser gewesen wäre, ich hätte den Wald niemals verlassen, es wäre mir der Friede bewahrt geblieben, den ich nun verloren habe, den ich dahingab für Erkenntniß der Welt, für Täuschung und Wahn."

Er streckte sich auf den Erdboden nieder und erwartete den Schlaf, der aber stand von ferne und gesellte sich nicht den Gedanken des Harrenden.

Es war ganz still geworden, kein Blatt regte sich an den Bäumen. Da war es dem Ruhenden, als vernähme er aus der Weite ein Geräusch und Laute wie von Sprechenden. Er rief laut und horchte. Ihm wurde geantwortet. Ruf und Gegenruf wechselten, das Bellen eines Hundes mischte sich in das Rufen. „Wer da?“ erschallte es deutlich vernehmbar. — „Ein Verirrter.“ — „Kommt hierher! Ihr seid nicht weit ab vom rechten Wege!“

Der Maler folgte der Richtung, von woher der Ruf erschallte, und erreichte nach einiger Zeit einen breiten Weg, der sich durch den Wald zog. Von oben schien das Blau des sommerlichen Nachthimmels durch die Lichtung hernieder. Zwei Männer mit Jagdflinten im Arm standen auf dem Weg und erwarteten ihn. „Wer seid Ihr?“ rief der Eine ihm entgegen. — „Ein wandernder Maler, den die Dunkelheit überraschte.“ — „Kein Wilddieb?“ fragted er Andere. — „Nein,“ erwiderte der Maler. „Einer, der des Schutzes bedarf und der sich glücklich schätzt, ihn gefunden zu haben.“ Sie schritten vorwärts. Der Eine der beiden Gefährten gab sich als den Pächter eines in der Nähe gelegenen Landgutes zu erkennen, der andere war der neue Holzwärter. Gastfrei bot der Erstere dem Maler ein Unterkommen für die Nacht an, das dieser gern annahm; es wäre ihm schwer geworden, dem Holzwärter zu folgen. Dieser verabschiedete sich bald und schlug einen Seitenweg ein, der zu dem Holzwärterhause führte, der Pächter und der Maler erreichten nach einer langen Wanderung das Gehöft. In dem Wohnhause brannte Licht, man erwartete den Herrn des Hauses.

Als sie eintraten, wurde die Thür des Wohnzimmers geöffnet und eine wohltönende Stimme rief: „da ist der Vater.“ Eine schlanke Gestalt eilte dem Pächter entgegen und bewillkommnete ihn mit Kuß und Umarmung. Das Licht der brennenden Lampe fiel auf die Gruppe und unwillkürlich trat der Maler in den Schatten zurück, als wollte er sich nicht störend einmischen. „Ich bringe einen Gast, mein Kind,“

sagte der Pächter, indem er zärtlich den Arm der Tochter von seiner Schulter nahm und den Maler mit einer Geberde zum Nähertreten einlud. „Ein verirrter Maler, der sich schon darauf gefaßt gemacht hatte, unter den Bäumen zu übernachten. Ich denke, es wird ihm in unserem Fremdenzimmer besser behagen, als da draußen.“ Das junge Mädchen verneigte sich verlegen vor dem Maler und hieß ihn willkommen; dieser dankte mit einigen unzusammenhängenden Worten.

„Wo ist die Mutter?“ fragte der Pächter. „In der Küche!“ antwortete das Mädchen. „Dann geh', mein Kind, und melde ihr, daß ein Gast einkehrte und besorgt, was nöthig ist, damit er es gut habe.“ Das junge Mädchen nahm die Flinte und die Jagdtasche des Vaters und ging hinaus. Die Blicke des Malers folgten ihr, bis sie verschwunden war.

Vor einer Stunde noch im Walde, in öder Einsamkeit, trat ihm nun blühendes liebliches Leben entgegen; das erste Wort, das bei dem Eintritte sein Ohr vernommen, war ein liebender Gruß gewesen, der, wenn auch nicht an ihn gerichtet, ihm dennoch im Herzen wiederklang. Erst die Worte seines Gastfreundes erweckten ihn aus der Stimmung, in die ihn dieser Kontrast versetzt hatte. „Machen Sie es sich bequem und thun Sie, als wenn Sie zu Hause wären!“ sagte dieser in gemüthlichem Tone.

„Wie soll ich Ihnen für die Gastfreundschaft danken, die Sie einem wildfremden Menschen erweisen?“ entgegnete der Maler.

„Darüber machen Sie sich keine Sorgen,“ war die Antwort. „Wäre ich an Ihrer Statt gewesen und Sie an meiner . . . Sie hätten es ebenso gemacht. Nicht wahr?“

„Ebenso,“ erwiderte der Maler lächelnd. „Gewiß, ebenso!“

Da traten die Frauen ein, die Gattin des Pächters, eine würdige Matrone, die den Gast herzlich willkommen hieß, und die Tochter, der die Magd mit dem Abend-Imbiß folgte. Man setzte sich und freute sich des Gebotenen. Mit anmuthiger Sorgfalt mühten sich die Frauen um den Gast und legten ihm das Beste vor; erst als das Mahl

seinem Ende nahte, mußte der Pächter erzählen, wie und wo er den Fremden gefunden.

Das war bald geschehen, und nun fragte die Frau den Maler:

„Wie aber kamen Sie in den Wald?"

„Ich könnte vorgeben," antwortete dieser, „daß ich als Maler Motive gesucht hätte, aber ich will Ihnen keine Unwahrheit sagen." Dann fuhr er mit leiserer Stimme fort: „Ich bin daheim in dem Walde. In dem Holzwärterhause bin ich geboren; meine Kindheit verträumte ich dort unter den Bäumen. Ich suchte die alte Heimath und kannte sie nicht mehr . . . so kam es, daß ich mich verirrte."

„So sind Sie der Sohn des Holzwärters," unterbrach ihn der Pächter, „derselbe, der einst — —"

„Der einst ohne Abschied in die weite Welt zog," ergänzte der Maler.

Es entstand eine peinliche Pause.

„Wir haben ihn vor zwei Jahren zur letzten Ruhe bestattet," sagte der Pächter.

„Er war ein rechtlicher Mann," fuhr er fort, „aber still und verschlossen. Ich glaube, er liebte seine Kinder mehr als er merken ließ. Von der Zeit an, da Sie gegangen waren, nahm er sichtlich ab."

Wieder entstand eine Pause. Der Maler bedeckte das Antlitz mit beiden Händen. Die Tochter sah den Vater mit einem Blick des Vorwurfs an, hatte er doch dem Fremden wehe gethan.

„Meine Tochter hat recht," sagte der Pächter nach einer Weile mit milderem Ton, „sie macht mir stumme Vorwürfe, daß ich so mit der Thür in's Haus gefallen bin, auch meiner Frau scheint es nicht zu behagen, daß ich wieder einmal all' zu gerade herausgesprochen habe. Wer weiß," wandte er sich zu dem Maler und legte seine Hand auf dessen Arm, „warum Sie damals in die Fremde zogen? Das wird auch gewiß seine guten Gründe gehabt haben. Und Jugend . . . das ist einmal so — —"

Er konnte nicht ausreden, seine Gattin legte behutsam ihre Hand auf seinen Mund, damit er nicht auf's Neue ein

wohlgemeintes, aber hartes Wort ausspräche. Der Maler blickte auf, und was ihm entgegengebracht wurde aus milden Augen, was er las in den Mienen der Frauen, war Mitleid, herzinniges Mitleid für ihn.

Er faßte sich und begann zu erzählen:

„Was mich hinaustrieb in die Welt, das kann ich schwer beschreiben, aber mir erging es, wie dem Vogel, der dem Süden zustrebt, wenn der Winter sich meldet. Um mich her war es Winter geworden und mit jedem Jahre ward es eisiger. Die Welt meiner Kindheit war zerstört; je mehr ich zum Leben heranwuchs, um so einsamer stand ich, denn Niemand brachte mir Liebe, wie ich ersehnte ... die lehrte mich Keiner kennen, selbst nicht der Vater.

Er mochte sie wohl begraben haben, als meine Mutter starb. — Vor der Tante hatten wir Kinder Furcht, und von der Schwester trennte mich bald das Leben, und wenn wir uns sahen, war es nicht mehr zwischen uns, wie in der Kindheit. — So hatte ich nichts, was ich hätte heiß und innig lieben können; was als Kind mir groß und herrlich, anbetungswürdig erschien, das wurde klein und gering, da ich mich ihm heranwachsend näherte und es verstehen lernte, oft auch wehrte der Spott, daß ich mich nicht mehr dem voll hinzugeben vermochte, was einst mich ganz gefangen nahm. Von Allen verlassen, offenbarte sich einst meinem Auge die Kunst, wie ein Lichtstrahl fiel es in die Dämmerung, in der ich dahinlebte, und sie war es, deren Ruf ich folgen mußte. Ich liebte sie heiß und inbrünstig: um sie zu erringen, zog ich davon ohne Gruß, ohne Abschied; ich weiß, der hätte mich festgehalten."

Er schwieg.

„Und haben Sie gefunden, was Sie suchten?" fragte die Frau des Pächters.

Der Maler zuckte zusammen.

„Ich bin ein Künstler geworden," antwortete er. „Ruhm und Glücksgüter sind mir bescheert und Mancher beneidet mich. Die Sehnsucht, die mich einst forttrieb, aber ist wieder erwacht, heftiger denn je; ich muß meine Schwester wiedersehen, damit ich vergesse, daß ich fremd geworden bin.

— Nun wissen Sie, warum ich nicht bleiben konnte und warum ich zurückkehrte, und wie es kam, daß ich im Walde gefunden wurde."

„Ihre Schwester sollen Sie gleich morgen sehen," sagte die Tochter rasch. „Sie wohnt in der Nähe und ist glücklich verheirathet. Papa läßt in aller Frühe anspannen!"

„Es soll geschehen, wie Du meinst, Elsa," entgegnete der Vater. „Ich habe ja gleich gesagt, es müssen Gründe vorgelegen haben, Gründe ..."

Die Frau vom Hause erhob sich. „Unser Gast wird müde sein, führe ihn auf sein Zimmer, Väterchen." Sie reichte dem Gaste die Hand und drückte die seinige herzlich. „Der Schlaf möge Ihnen Erquickung bringen," sagte sie, „wir freuen uns, Sie unsern Gast zu nennen."

Auch Elsa reichte dem Maler die Hand zum Gute-Nachtgruße. Er führte sie ohne ein Wort zu sagen, an die Lippen. — —

Alles schien in dem Hause zu schlafen, allein auf die Augen des Malers wollte der Schlummer sich nicht senken. Er blickte von dem Fenster seines Zimmers hinaus auf den schweigenden Wald, über dem die Sterne leuchtend aufgegangen waren. Auch Elsa fand die Ruhe nicht, sie dachte an den Maler, der Niemand hatte, der ihn liebte und dem sie so recht von Herzen wünschte, daß er geliebt werde. —

Am nächsten Morgen fuhr der Kutscher des Pächters den Maler nach dem von dem Pächter genannten Ort, wo die Schwester wohnte. Der Maler kannte das Gehöft wieder, als sie anlangten. Es war dasselbe, auf dem der Vater das Gefährte lieh, als er den Knaben in die Stadt brachte. Es wäre dem Maler angenehmer gewesen, wenn er seine Schwester an einem anderen Orte gefunden hätte, denn von jenem Tage an hatte er einen stillen Widerwillen gegen dieses Gehöft und gegen die Leute, die dort wohnten.

Die Schwester erkannte ihn nicht gleich wieder, als er sagte, wer er sei. Sie hieß ihn sich niedersetzen und wollte ihren Mann rufen.

Er aber hielt sie zurück und sprach: „Laß uns allein bleiben, ich habe mit Dir zu reden und nicht mit Deinem

Manne.“ Er fragte, ob sie glücklich sei. Sie sagte, es ginge ihr gut. Er fragte nach den letzten Tagen des Vaters. „Er sei beruhigt davongegangen,“ antwortete sie. Ob er nach dem Sohne verlangt habe? Sie schüttelte das Haupt. „Er war mit allem zufrieden,“ lautete die Antwort. „Er sagte ebenso wie damals, als ich mich verheirathete, an dem Laufe der Welt sei nichts zu ändern, so wie es kommen solle, so müsse es auch kommen.“ Er fragte, ob sie sich noch der Kindheit erinnere. Sie meinte, das seien Spielereien gewesen und darüber hätten sie versäumt zu arbeiten. Da stockte die Unterhaltung, Bruder und Schwester waren einander ganz fremd geworden. Die Schwester holte ihren Mann, der den Schwager verlegen begrüßte. Nach einiger Zeit fragte er den Maler, ob er gedächte, sich in der Stadt niederzulassen, es seien jetzt schlechte Zeiten. Die Frau habe ihm nur wenig eingebracht, aber sie verstände zu arbeiten.

„Machen Sie sich meinetwegen keine Sorgen,“ sagte der Maler. „Ich bedarf Ihrer Hülfe nicht.“

Der Bauer erwiderte, er meine auch nur so. Die Tante in der Stadt koste immerhin mehr, als er eigentlich nöthig habe zu geben. Der Maler versprach ihm, ihn von dieser Last zu befreien. Die Schwester sagte, wenn er dazu im Stande sei, so wäre das gut, denn sie hätten es nicht leicht und Jeder müsse sehen, wie er zu dem Seinigen komme.

Der Maler ließ anspannen und fuhr nach kurzen Worten des Abschieds wieder von dannen. So hatte er das Wiedersehen nicht erwartet. „Wir sind zwei verschiedene Wege gewandelt,“ sagte er zu sich selbst. „Sie ist untergegangen in den Verhältnissen, und doch vielleicht glücklicher als ich.“

Er hatte dem Kutscher anbefohlen, den Weg nach der Stadt einzuschlagen. Nun lag sie wieder vor ihm, die Stadt am See, und als sie über das holperige Straßenpflaster fuhren, kam es ihm vor, als habe er sie nie verlassen. Nur erschien ihm Alles kleiner und armseliger als früher.

Der alte Maler lebte noch und freute sich, seinen Zögling wiederzusehen. Sie setzten sich zu einander und der Maler mußte erzählen. Sie hatten aber die Rollen getauscht. Was der Maler dem Alten von der Kunst und Rom, der

Stadt im Lande Italia, sagte, kam diesem jetzt fremd vor. Die Erinnerung war abgeblaßt im Laufe der Jahre und die neuen Farben, mit denen der junge Maler seine Erzählung schmückte, paßten nicht zu dem alten Bilde, über das mehr als ein halbes Jahrhundert, ein ganzes Menschenleben hinweggegangen war.

„Warum schrieben Sie niemals?" fragte der Alte.

„Ich war im Lande Italia," antwortete der Maler.

„Im Lande Italia," wiederholte der Alte freudig lächelnd. „Ja, im Lande Italia vergißt sich Alles."

„Ich werde wieder nach Rom ziehen," sagte der Maler. „Hier im Norden friert mich."

„Es ist doch warmer Sommer," entgegnete der Alte. Dann fragte er, ob der Maler das Zeichenbrett auch mitnehmen wolle, es stände noch ebenso, wie er es damals hingestellt habe.

„Nein, nein," erwiderte dieser rasch. „Ich will nichts von hier mit mir nehmen. — Und doch," sagte er nach einer Weile, „Farben und Pinsel möchte ich haben, ich werde Jemandem ein Bild malen. So will ich holder Gastlichkeit danken."

Der Maler kehrte spät am Nachmittage zu dem Pächter zurück. Man freute sich seiner Ankunft. Um einige Tage Rast bat der Maler, damit er eine Skizze aufnehmen könne. Die Bitte wurde ihm gern gewährt. „Er wird die Heimath malen, das Holzwärterhaus im Walde," sagte die Frau des Pächters, „das finde ich natürlich."

Aus den wenigen Tagen, die der Maler sich erbeten, wurden mehrere und aus den Tagen Wochen, es hielt ihn mit magischen Banden fest in dem traulichen Kreise. Er sah, daß die Liebe in dem Hause wohnte, wie innige Liebe Alle fest aneinander kettete, wie sie für einander und mit einander lebten.

Das Bild war längst fertig geworden, er fühlte den Mißbrauch der Gastfreundschaft, aber er konnte sich nicht trennen. Und doch mußte geschieden werden. An einem Abend sagte er, daß er am nächsten Tage abreisen werde.

„Morgen schon?" fragte Elsa bestürzt.

„Mein Bild ist vollendet, mich hält nichts mehr," erwiderte er und blickte auf die Jungfrau, die eröthend das Auge niederschlug. — Er hatte die Absicht, das Bild in aller Frühe mit einigen Worten des Dankes zurückzulassen und sich zu entfernen. So schien es ihm, würde die Trennung nicht schwer werden. Als er aber das Bild in der Frühe hinab trug, fiel sein Blick durch das geöffnete Fenster in den Garten, der das Haus umgab, und er gewahrte Elsa, die aus thaufrischen Blumen einen Strauß wand. Sie mochte das Geräusch seiner Schritte gehört haben und barg die Blumen, da sie den Maler gewahrte. Er legte das Gemälde auf einen Tisch und eilte hinaus und begrüßte Elsa.

„Sie sind zu ungewohnt früher Stunde aufgestanden," sagte er.

„Auch Ihnen könnte ich dasselbe sagen," entgegnete sie.

„Es ist der letzte Tag," erwiderte er.

„Der letzte Tag," flüsterte sie leise und die Blumen, die sie unter der Schürze barg, entglitten ihrer Hand.

Er hob die Blumen auf. „Darf ich sie behalten, zum Andenken?" fragte er.

„Ich habe sie für Sie gepflückt," sagte sie, „als eine Erinnerung an Ihre Heimath."

„Elsa," rief er, „ich kann nicht fort von hier, laß mich bleiben bei Dir. Nimm als Entgelt all' meine heiße Liebe für das Mitleid, das Du dem Verlassenen schenktest." Er umschlang die zarte schlanke Gestalt und zog sie an sich. „Mitleid?" flüsterte sie. „Jetzt weiß ich es, ich habe Dich geliebt vom ersten Anblick an. Was aber kann ich Dir sein, ich bin so wenig, so gering."

„Alles, Alles," jubelte er auf. „Meine Heimath, nach der ich mich sehnte, die ich nun gefunden in Dir." Er umschlang sie und in seliger Liebe vereinigten sich Herzen und Lippen. Die Sonne sandte ihre ersten Strahlen über den Wald her, ein neuer schöner Tag war angebrochen. —

Der Pächter war überrascht, als ihm die Mittheilung des Vorgefallenen ward; er hatte sich stets einen Landmann zum Schwiegersohn gewünscht, aber er fügte sich dem Unabänderlichen. „Werden Sie mein Kind glücklich machen?"

fragte er. „Ich werde es!“ antwortete der Maler. „Und nicht wieder davonziehen?“ — „Ich bin nicht mehr einsam, ich habe nun eine Heimath!“

Die Mutter war Eins mit der Tochter. Sie hatte an dem Morgen das Bild des Malers gesehen und die Abschiedsworte gelesen. Als aber ihre Blicke sich von dem Bilde wandten und durch das geöffnete Fenster auf den blühenden Garten fielen, auf die beiden schönen Menschenkinder, die vom Sonnenlicht übergossen, von Blumen und Sträuchern umgeben, einander umschlungen hielten, da faltete sie die Hände zu stillem Gebet.

Das Bild stellte eine Waldpartie dar, im Vordergrunde agen erratische Blöcke. An einem derselben lehnte eine weibliche, jugendliche Gestalt, als wenn sie träumerisch dem Gesange der Waldvögel in den Zweigen lauschte. Waldespoesie athmete das Gemälde, unendlicher Friede lag darüber ausgegossen.

„Das war einst das Nest zweier Vöglein,“ sagte der Maler zu seiner Braut. „Das eine ist eingefangen worden und hat das Nest vergessen, in dem es aufwuchs, das andere zog in die Ferne, aber es kehrte wieder und gehört nun der Waldfee und die bist Du.“

Elsa lächelte. „Ich eine Waldfee?“ fragte sie.

„Nein,“ rief er. „Ein Kind, wie ich es wieder geworden bin, das mit mir eine Welt aufbauen wird, wie sich die Kinder einst unter den Steinen erbauten, nur schöner, viel, viel schöner von Liebe und Erdenglück.“





Bello.

Es giebt schöne Hunde und häßliche; Bello gehörte zu den letzteren. Er war ein kleines, so garstiges Thier, daß selbst die Knechte und Mägde ihn abscheulich fanden und über ihn spotteten. Und das war sehr viel, denn auf dem Lande kümmern sich die Leute nicht allzu sehr darum, ob Etwas mehr oder minder unschön ist, so viel Häßliches giebt es dort an Menschengesichtern, die eintönig geworden sind wie das Einerlei der täglichen Arbeit, an Händen und Armen, die groß und steif und ungelenk, wie die hölzernen Hacken und Schaufeln sind, als wenn sie einen Theil derselben ausmachten, an dumpfigen Häusern und schiefen Dächern, schiefen Thüren und schiefen Fenstern, an armen, elenden Kleidern, die von armen, elenden Menschen getragen werden. Die grünen, schönen Bäume, die Blumen am Rande der Gräben und auf den Wiesen sehen die Leute nicht; sie haben kein Auge für Das, was ihnen immer wieder begegnet, es sei denn, daß sie es ihr Eigen nennen und seinen Nutzen abmessen. Eine Ausnahme machen jedoch die Kinder, die nicht häßlich sind, so lange sie noch nicht in das arme elende Zeug hineingesteckt werden. Nach und nach aber werden auch diese häßlich, ebenso wie die struppigen rothen Georginen zwischen den kranken Kartoffeln und die schwefelgelben Stockrosen an den baufälligen Ställen.

Und in all' dieser Häßlichkeit war Bello der Häßlichste.

Nur die Drescher in der Scheune sagten, er sei ein tüchtiger Hund, der Mäuse fangen und Ratten beißen könne. Deshalb gaben sie ihm auch von ihrem Frühstück: grobes Schwarzbrot, auf das ein wenig Schmalz gestrichen war. Sonst hatte Niemand Mitleid mit dem Thiere.

In das Herrenhaus durfte er nicht kommen; der alte Kammerherr liebte die lebenden Wesen nicht, und da der Herr ihm keine Zuneigung schenkte, die als Freipaß für den Park, für die große Treppe und die alterthümlichen Räume des schloßartigen Gebäudes hätte dienen können, sahen weder die Haushälterin noch das Gesinde sich gemüßigt, dem Hund auch nur einen Schritt über die Grenze zu erlauben, die den Hof vom Herrenhause in Gestalt eines altmodischen Gitters trennte. Der Hund ging auch nicht auf das verbotene Gebiet — er war in der Noth groß geworden und klug und überlegend.

Die Gutsuntergehörigen mieden Schloß und Park ebenfalls, sie hatten eine Scheu vor dem alten grauen Hause. Wenn im Sommer das Getreide auf den Feldern sich den Strahlen der Sonne neigte, jeden Tag tiefer, jeden Tag glänzender, goldener und reicher; wenn die ganze Natur in stiller Schwüle emsig an ihrer Vollendung wirkte, an den Gaben, die der Herbst mit voller Hand auszustreuen sich bereitete, dann lag das alte graue Haus mitten in dem Segen wie Haß aus vergangenen Zeiten — wie ein Gespenst, das am hellen Tage umgeht.

Den Kammerherrn sah selten Jemand von seinen Gutsangehörigen. Hin und wieder wurde der Arzt aus der Stadt geholt, zuweilen kam der Justitiarius, der die Geldgeschäfte besorgte, sonst waren es nur der Inspector und die Haushälterin, die mit dem alten Herrn umgingen.

Man sagte, der Kammerherr habe keine Erben, sein ganzes Hab und Gut würde an den Staat fallen, wenn er davon ginge, denn von seiner Familie lebe Keiner mehr, er stände ganz allein.

Allein? — Nur allein? O nein. Es war Jemand bei ihm, der ihn nicht verließ, so fürchterlich ihm seine

Anwesenheit auch war. Kein Bitten, kein Flehen verscheuchte diesen Jemand; er blieb unbewegt mit seinem Gefolge und der Kammerherr konnte ihm nicht wehren. Die Vergangenheit saß neben ihm bei Tische, sie ging mit ihm in den Park, sie kauerte neben seinem Lager und durchzog seine Träume wie ein Spuk. Peinigende nagende Gedanken waren das Gefolge der Vergangenheit und die Reue, welche von Zeit zu Zeit anklopfte, war ein quälender Gast. Die Vergangenheit hatte kein Lächeln für ihn, wenn sie vor sein geistiges Auge trat; die Zukunft lag offen vor ihm, wie eine wüste Haide, und die Gegenwart ließ ihn fühlen, daß er allein war, verlassen, wie ein verzweifelnder Scheintodter in seinem Sarge.

Früher, in seinen jüngeren Jahren hatte der Kammerherr in der Residenz gelebt. Der Inspektor wußte, welche Summen das gekostet hatte; auch standen diese alle bis auf Heller und Pfennig in den Büchern, die er geführt; er konnte jederzeit die großen Blätter aufschlagen und mit dem Finger auf die Zahlen deuten. Da waren Rechnungen bezahlt worden, die der Juwelier geschickt hatte, und doch trug der Kammerherr keinen Schmuck; die Modemagazine hatten viel Geld erhalten für Sammet und Seidenstoffe, und doch war der Kammerherr nie verheirathet gewesen. Der Inspektor schüttelte den Kopf, wenn er die Summen buchte, deren Verbleib ihm Kopfzerbrechen machte. Die Ausgabe für Pferde und Equipagen dagegen wußte er sich von jeher zu erklären, soviel verstand er von den Bedürfnissen eines Cavaliers.

Dann kam in den Büchern ein dicker Strich und unter denselben waren ähnliche Posten nicht mehr verzeichnet. Datum und Jahreszahl stimmten mit der Zeit überein, in welcher der Kammerherr eines Tages unerwartet auf seinem Gut anlangte und sich zu längerem Bleiben einrichtete. „Wir haben es ein wenig arg gemacht in der Residenz," warf er einmal dem Inspektor gegenüber leicht hin, als geschäftliche Abmachungen unwillkürlich das Gespräch auf die kostspieligen Zeiten brachten.

Das Geld allein trieb jedoch den Kammerherrn nicht in

die Zurückgezogenheit. Das Gut war schuldenfrei und ergiebig, das vom Vater hinterlassene Vermögen trug reichliche Zinsen, eine dahin bezügliche Einschränkung war noch lange nicht nöthig, aber der Kammerherr hatte ein Gut verloren, das nicht wieder zu erwerben war: die Achtung der Besseren. Sein Geld, sein Stand, sein Titel schützten ihn lange vor dem zudringlichen Lautwerden der öffentlichen Meinung, aber als er deutlich fühlte, daß er trotz seines Ranges und seines Besitzes geächtet war, verließ er die Stadt und seine Cumpane, Menschen, die bis zu guter Letzt mit ihm ausharrten, weil sie moralisch ebenso bankerott waren wie er. — —

Ein anderes Leben war es freilich auf dem Gute in dem alten grauen Hause, als wie das in der Residenz.

Anfangs wirkte das Landleben zerstreuend durch seinen Gegensatz, allein Jagen und Reiten behagte dem Kammerherrn nicht auf die Dauer; die Gesellschaften in der Nachbarschaft gefielen ihm nicht, wohl hauptsächlich aus dem Grunde, weil er kein besonderes Gefallen erregte. Auch war man über ihn unterrichtet und wußte, was man an ihm hatte.

Da fing es schon an, um ihn einsam zu werden, aber er achtete nicht darauf. War er doch auch in dem tollen Treiben der Residenz allein gewesen, nur hatte er nie einen Augenblick gehabt, in dem er Muße gefunden hätte, zu fühlen, wie verwaist er dastand. Wann ihn nun die Langeweile plagte, als die Zerstreuungen, welche das Landleben bot, den Reiz der Neuheit verloren, suchte er sich ihrer nach Möglichkeit zu erwehren. Die Jugend hatte ihn noch nicht verlassen, sie half ihm allerlei Pläne für die Zukunft bauen, der Leichtsinn sprach auch ein Wort mit hinein, und diese Beiden trösteten den Kammerherrn nach besten Kräften. Aus der Residenz ließ er sich Bücher schicken, in denen er las, und da sie ihm viel Vergnügen bereiteten, mußten sie wohl seinem Geschmack entsprechen. Sein Geschmack konnte aber nicht der beste sein, andernfalls hätte man ihn wohl in der Residenz geduldet.

Als Gutsherr war er allmächtig den Menschen gegen-

über, die an die Scholle gebunden waren, die ihm gehörte. Was er sagte, mußten sie thun, die Menschen in den armen, elenden Kleidern, mit den Gesichtern, auf welche die Arbeit ihr herbes Weh geschrieben, das ihnen Allen verwandte Züge verlieh, als gehörten sie Alle zu einer großen, traurigen Familie.

Es kam auch vor, daß zuweilen Weh und Leid an einem Gesichte vorübergingen und es nicht zeichneten, so daß es seine kindliche Frische behielt und nicht vor der Zeit alt und gram wurde, gerade so, wie in einem verödeten Garten, den Niemand pflegt, zwischen Disteln und Dornen, wilden Winden und Unkraut mitunter eine Centifolie neu ausschießt und blüht, wie einst in den guten Tagen, als man den Garten einen Rosengarten nannte.

Diese Rose war zwar keine Centifolie, sondern nur ein schlichtes Heckenröschen, aber inmitten der unschönen Umgebung trat sie merkbar hervor und zeichnete sich vor den Anderen aus, daß es nur eines Blickes bedurfte, um sagen zu können, sie sei schöner als viele. Das hatte der Kammerherr bemerkt, sein Auge ruhte mit Wohlgefallen auf ihr, obgleich sie das Weib eines seiner Untergebenen war. Er aber war allmächtig auf seinem Territorium, und in den Büchern, die ihm die Zeit vertrieben, fand er, daß die Helden der Erzählungen für sich nahmen, was ihnen beliebte. Er ward auch ein solcher Held und freute sich dessen, wenn auch nicht lange. In den Büchern war nur von der Lust die Rede, von dem Elend dagegen wurde nichts gesagt. Das hätte den Leser nicht befriedigt und das Buch langweilig und unverkäuflich gemacht.

Der Kammerherr aber lernte einsehen, daß die wichtigsten Capitel fehlten. Als ihm gesagt wurde, daß die junge Frau von ihrem Manne mit Schlägen aus der Hütte getrieben sei, hatte er ein ungläubiges Lächeln dafür, denn er konnte sich nicht denken, daß die elenden Menschen Stolz besäßen, Begriffe von Ehre hätten und sich verletzt und beleidigt fühlen könnten.

Als aber die todte Frau aus dem Wasser gezogen wurde, lächelte er nicht mehr, da überlief es ihn kalt, eiskalt. Ihm machte Niemand einen Vorwurf, denn das hätte keiner

seiner Untergebenen gewagt, aber er las schwere Anklage in ihren Augen, in den Augen, die sie kaum zu ihm erhoben; er fühlte, daß die Leute, welche sonst nur die Scheu zeigten, die sie ihrem Herrn schuldig zu sein glaubten, sich nun vor ihm graueten. Sein Leichtsinn, seine Jugend kannten bisher keine Furcht — jetzt überschlich es ihn wie Furcht — Furcht vor sich selber! —

Der Mann der todten Frau war verschwunden, ohne Jemandem zu sagen, wohin er gehen wollte; die Frau hatte man ohne Sang und Klang, ohne Gebet und Segen in einer abgelegenen Ecke des Kirchhofes begraben, und daher mußte die Gutsherrschaft bestimmen, was mit dem Kinde geschehen sollte, dem die Frau das Leben gegeben hatte. Das Kind war vorläufig bei der Mutter der Frau untergebracht, allein diese war arm und mußte auf die Arbeit gehen. Wer sollte das Kind pflegen? Der Kammerherr erließ der Frau die Arbeit und wies den Inspector an, sie mit dem Nöthigen zu unterstützen. In den Büchern wurden wieder Ausgaben notirt, aber wie klein waren sie gegen die Summen von früher. Wie groß aber war das Leid, das sie gut machen sollten!

Der Kammerherr ging auf Reisen, aber er fand keine Ruhe, es zog ihn wieder zurück nach dem Ort, den er zu meiden gedachte; er mußte wieder zurück nach dem alten grauen Schloß und dem großen Park, in dem der See lag.

Zwei Jahre war er fort gewesen und zwei Jahre war das Kind alt geworden. Er erkundigte sich nach demselben, und als es ihm gebracht wurde, freute er sich seiner Rückkehr, denn das Kind lächelte ihm zu und verlangte mit den kleinen Händen nach der goldenen Uhrkette.

Der Kammerherr nahm die Kette und die Uhr und überließ sie dem Kleinen als Spielzeug.

Von dieser Zeit an blieb der Knabe im Schloß und wuchs fröhlich heran. Am Tage spielte er im Park, während der Nacht stand sein Bett im Schlafzimmer des Kammerherrn. Das Gitter, welches den Park von dem Hofe schied, auf welchem die Wirthschaftsgebäude lagen, wurde ergänzt, die Pforten erhielten neue Schlösser, und ein Verbot wurde ge-

geben, das den Leuten jeglichen Zutritt zum Park untersagte. Der Kammerherr fürchtete die Berührung seines Sohnes mit der Außenwelt und wollte nicht, daß dem Kinde etwas aus vergangener Zeit zugeraunt würde. Das Kind nannte den Kammerherrn seinen Vater und hatte ihn lieb. Der Kammerherr liebte das Kind und war glücklich wie zuvor niemals. Er sprach mit dem Justitiarius über die Schritte, welche gethan werden müßten, um das Kind zu adoptiren, damit es erbberechtigt werden könnte. Der Justitiarius, ein praktischer Geschäftsmann, aber meinte, man müsse erst sehen, wie das Kind sich entwickele, damit zu viel Güte an keinen Unwürdigen verschwendet werde. Und dann, wenn der Kammerherr — er sei am Ende doch ein Mann in guten Jahren — sich standesgemäß verheirathen wolle, dann wäre eine Adoption immer ein Hinderniß und mache mancherlei Beschwer. Der Justitiarius meinte es wirklich aufrichtig mit dem Kammerherrn.

Daher unterblieb dieser Act und wurde verschoben.

Viele Jahre kamen und gingen: ein jedes drückte dem Kammerherrn ein kleines Fältchen in's Gesicht und mischte ihm ein wenig Weiß unter die einst dunklen Haare, den Knaben aber ließen sie heranblühen wie eine junge Buche im Walde, schlank und kräftig, und schön anzusehen.

Mit ängstlicher Sorge hütete der Kammerherr den Knaben, damit er von der Vergangenheit nichts erfahre. Er sandte ihn weit fort in eine Erziehungsanstalt und gestattete ihm nur spärlich den Besuch der Heimath. In den größeren Ferien machte er Reisen mit ihm und zeigte ihm der Erde Schönheit. — Aus dem Knaben ward ein Jüngling, der nun begann, dem Mannesalter entgegen zu reifen, und da das Studium der Jurisprudenz am meisten Anziehungskraft auf ihn ausgeübt hatte, widmete er sich der juristischen Carriere. Das war dem Kammerherrn recht; hielt doch der Beruf den jungen Mann fern von dem grauen Schloß und von den Leuten, die im Stillen wußten, wer in dem Grabe an der Kirchhofsmauer moderte, und umsomehr mußte der Kammerherr eine Erklärung zu vermeiden wünschen, als der junge Advokat feste, unbeugsame Ansichten von Recht und

Ehre besaß, wie sie auf deutschen Universitäten im ritterlichen Corpsleben gewonnen werden, die aber mit der Vergangenheit des Kammerherrn schlecht zusammenpaßten.

Der junge, begüterte Advokat mit dem stolz klingenden Familiennamen des Kammerherrn erschien mancher Mutter begehrenswerth für ihre Tochter, und manches junge Mädchen bedurfte keines mütterlichen Hinweises auf den stattlichen Mann; sie wußten schon, weshalb das Herz lebhafter schlug, wenn sie ihn sahen oder in seine Nähe kamen. Die braven Mütter wurden nicht müde, die Angeln nach ihm auszuwerfen, und ob diese Angeln nun die Gestalt eines Tanzkränzchens hatten oder die einer Landpartie oder sonst einer künstlich herbeigeführten Gelegenheit, die ein Entweichen nicht gestattete, das blieb sich Alles gleich — geangelt wurde, bis einen schönen Tages das Gerücht ging, der junge Advokat sei verlobt. Die Dienstmädchen hatten zuerst davon gesprochen, und da wußten es auch bald die fischenden Mütter und die um eine Hoffnung ärmer gewordenen Töchter.

Die jungen Leute hatten sich gefunden wie so viele Menschenkinder vor ihnen. Sie sahen sich zufällig und konnten einander nicht wieder vergessen; sie näherten sich und konnten sich nicht wieder trennen, sie liebten sich und konnten sich nicht in die Zeit zurückdenken, in der sie einander nicht gekannt und nicht geliebt hatten. Das ewige Geheimniß der Liebe war auch an sie herangetreten: sie mußten sich lieben und konnten nicht sagen, warum.

Die Mutter des jungen Mädchens war die pensionirte Wittwe eines höheren Militairs; ihr Einkommen gewährte ein bescheidenes Leben, zum Auswerfen kostspieliger Angeln war sie nicht im Stande und das mochte auch wohl ein Grund sein, weshalb der junge Advokat, der den Zwang nicht liebte, so gewählt hatte und nicht anders.

Der Kammerherr wußte nicht, ob er sich freuen sollte, als er die Nachricht der Verlobung erhielt; er gab den Befehl, die Fremdenzimmer in Bereitschaft zu halten, da sein Sohn ihm gemeldet, er werde demnächst mit der neuen Verwandtschaft kommen, um sie seinem Vater vorzustellen. —

Eines Tages trafen sie ein, das Brautpaar und die

Mutter der Braut, eine Dame, die an den Grundsätzen und Ansichten einer vergangenen Zeit starr festhielt. Sie spielte mit dem Kammerherrn Ecarté oder unterhielt sich mit ihm über die Herrlichkeit verflossener Jahrzehnte, während draußen im Park zwei glückliche Menschen wandelten, die sich so unendlich viel zu erzählen hatten. Sie erkundigte sich bei dem Kammerherrn nach Allem, nach der verstorbenen Gemahlin und welchen Familiennamen sie geführt habe. Der Kammerherr mußte lügen. Sie besprach mit ihm den Heirathscontract; der Kammerherr vermachte seinem Sohne Alles. Sie wußte auch nicht anders, als daß der junge Advokat der rechtmäßige Sohn des Kammerherrn sei. Die jungen Leute kümmerten sich um derlei irdische Angelegenheiten nicht, sie lebten eine eigene schöne Welt für sich, sie waren wie die Kinder, die sich nicht mühen mit den Sorgen für den nächsten Tag. Der weite Park bot einen zu köstlichen Aufenthalt in den herrlichen Sommertagen, als daß sie ihn hätten mit den alterthümlichen Gemächern des grauen Schlosses vertauschen mögen; es machte ihnen große Freude, im Nachen auf dem kleinen See, langsam wie im Traume dahinzugleiten, auf demselben See, in dem damals vor vielen Jahren die todte Frau gefunden worden.

Nur einen Begleiter hatte das Brautpaar, das war ein kleiner, häßlicher Hund, den sie eines Tages vor dem Parkgitter mißtrauisch stehen sahen. Sie lachten Beide über ihn, als sie ihn erblickten. Und wie sie lachten, bellte der Hund sie an. Sie lockten das Thier, es kroch durch das Gitter, kam und warf sich nieder; als sie weiter gingen, folgte der Hund.

Am anderen Tage, um dieselbe Zeit, stellte der Hund sich wieder ein. Die junge Braut holte ihm ein Stück Zucker, aber er nahm es nicht. Zucker war ihm unbekannt, ein Stück Brot behagte ihm besser.

Von dieser Zeit an datirte sich die Zuneigung des Thieres zu den beiden glücklichen Menschen. Das häßliche Geschöpf hielt zu ihnen, als wollte es sich an dem Glücke sonnen, sich entschädigen für die bisher erlittene Zurücksetzung der Menschen, die ihn verlachten ob seiner Häßlichkeit, denn hin und wieder fiel hier ein gutes Wort für ihn ab und zuweilen ward ihm ein leichter schmeichelnder Schlag mit

der Hand zu Theil. Thiere haben ein gar gutes Gedächtniß für Wohlthaten ebensowohl, wie für Beleidigungen und zugefügten Schmerz. Dem Hunde Bello war wenig Gutes je erwiesen, und deshalb mochte ihm die jetzige freundliche Behandlung besonders wohlthun. In das Schloß wagte er sich trotz der erwiesenen Freundlichkeit nicht, sondern nahm stets mit einem langen Blicke an der Freitreppe von dem Paare Abschied. Wenn er die Stimme der Haushälterin hörte, eilte er, rasch davon zu kommen: er mochte sie einst von übler Seite kennen gelernt haben. — —

Als die Sommertage heißer wurden, die jungen Störche schon begannen, sich im Fluge zu üben und die Schwingen zu kräftigen für die weite Reise über das Mittelmeer nach dem schwarzen Welttheil, die Schwalben sich schaarten zum gemeinsamen Zuge in Länder, die den Winter nicht kennen, rückte auch die Stunde des Abschiedes für den Besuch des grauen Schlosses heran. Die Gerichtsferien liefen ab, der Dienst nahm wieder seinen Anfang. Der junge Advokat hätte seine Ferien unter gewöhnlichen Umständen verlängern können, allein ihm war ein Fall übertragen, der seine Gegenwart erheischte, die Vertheidigung eines Missethäters. Ein College schrieb ihm, daß besonders Interessantes nicht vorliege, sein Client sei ein Herumtreiber der gewöhnlichen Sorte, der mit den allergewöhnlichsten Paragraphen des Strafgesetzbuches in Conflict gerathen sei. Der Jurist müsse aber die Feste feiern wie sie fallen, und eclatante Fälle, die neben dem Vergnügen, das sie gewährten, gleichzeitig für das Renommée des Vertheidigers etwas erübrigten, gehörten mehr zur Ausnahme, denn zur Regel, das sei nun einmal nicht anders.

Im Grunde war es auch gleich, ob der alte Park und das Schloß Zeugen eines glücklichen Brautstandes waren oder nicht, denn die Pflicht erforderte keine Trennung der Brautleute, sie blieben einander nahe in der Stadt, in welcher der junge Advokat seine Carrière begann.

Der Abschied vom Kammerherrn war ein leichter. Man hatte abgemacht, daß im Herbst die Hochzeit sein sollte, und dann sah man sich selbstredend wieder. Der Hund lief hinter

der Kutsche her, welche die Abreisenden bis an die nächste Eisenbahnstation bringen sollte, als aber die Pferde scharf ausgriffen, und er einsah, daß man nicht nach ihm verlangte, stellte er sich mitten in den Weg und heulte erbärmlich. Eine dichte Staubwolke hüllte ihn bald ein und er kehrte langsam zurück zu den Hütten des Dorfes. Die Davonfahrenden kümmerten sich nicht um ihn. Sie fuhren durch schattige Forste, wo der Waldesduft sie begrüßte, an Aeckern vorbei, deren Aehren ihnen zunickten, als neigten sie sich glücklich liebenden Fürstenkinder aus dem Märchenlande, denen die Natur aus freien Stücken huldige. Sonnenschein auf der Flur, Liebe im Herzen, fröhlich lockende Zukunft, das waren die Begleiter der beiden seligen Menschen. Der Staub, die schiefen dumpfen Hütten und der heulende Hund blieben zurück. —

Bald nach seiner Ankunft in der Stadt unterrichtete sich der Advokat über den ihm übertragenen Fall. Der Mensch, der ihm zur Vertheidigung gegeben war, hegte andere Meinungen über den Besitz als das Gesetzbuch und hatte diesen seinen Ansichten Ausdruck durch die That verliehen. Da er bei der offenen That des Einbruchs erfaßt war, konnte ihm Straflosigkeit kaum erwirkt werden, eine Minderung des Strafmaßes dagegen war erreichbar, wenn es gelang, den Verbrecher vor den Geschworenen so weit moralisch wieder herzustellen, als es einem Vertheidiger im Gerichtssaale möglich ist. Deshalb mußte der Advokat seinen Clienten kennen lernen, ihn von Angesicht zu Angesicht sehen und im Gefängnisse persönlich mit ihm Rücksprache nehmen. Er hatte seiner Braut versprochen, den Abend bei ihr zuzubringen und gedachte vorerst seinen Clienten zu besuchen. Unwillkürlich fiel ihm auf dem Wege nach dem Gefängnißgebäude ein, wie doch Licht und Schatten, Trübes und Heiteres sich im Leben dicht an einander drängen. Der kahle Kerker mit seinem Insassen, dem nur gewährt wurde, was zur Fristung des Lebens erforderlich, und das wohnliche Gemach in dem Hause der Mutter seiner Braut, das so reich war an so manchen kleinen Ueberflüssigkeiten, die, wenn sie einmal vorhanden sind, unentbehrlich erscheinen, traten als zwei Gegensätze vor ihn hin, die ihm diesmal besonders auffielen. Er

lächelte über sich selbst. „Für einen Jünger der Themis ist die Sentimalität eine schlechte Beigabe," sprach er vor sich hin. „Für einen Bräutigam mag sie verzeihlich gefunden werden." — Der Schließer ging ihm vorauf und führte ihn zu dem Gefangenen.

Die Unterredung dauerte lange, sehr lange, und als der junge Advokat das Zeichen zur Oeffnung der Thür gab, erschrak der Schließer ob seines Aussehens. Ohne ein Wort zu sagen, verließ der Advokat das Gefängnißgebäude und schritt durch die Straßen der Stadt, wie Einer, der fühlt, daß ihn plötzlich eine schwere Krankheit erfaßt hat, und der nun sein Daheim aufsucht. Bekannte gingen an ihm vorüber und grüßten ihn — er dankte nicht; Leute blieben stehen und blickten ihm verwundert nach — er sah sie nicht; Straßenjungen machten laute Bemerkungen über ihn — er hörte sie nicht, wie geistesabwesend wankte er vorwärts. Er kam an dem Hause seiner Braut vorbei, aber er ging nicht hinein, wie er versprochen; er lenkte ab und begab sich zu seinem Chef, den er in dringender Angelegenheit um eine Audienz bat, die ihm sofort gewährt wurde. Dann erst suchte er seine Wohnung auf und schrieb einen Brief an seine Braut, in dem er mittheilte, daß eine unaufschiebbare Angelegenheit ihn nöthige, augenblicklich zum Kammerherrn zu reisen, und sein Ausbleiben zu entschuldigen bat. Der nächste Bahnzug schon führte ihn seiner Heimath entgegen.

Noch vor wenigen Tagen hatte er dieselben Gegenden als ein glücklicher Mensch durchflogen. Das Leben lächelte ihm damals zu wie das mit reichem Segen beladene Gefilde; waren doch seine Hoffnungen auf die Zukunft so verlockend, so schön, so herzerfreuend, wie der Blick auf das wogende Gold der Aecker. Und nun war es wie ein vernichtender Hagelschlag gekommen, jedes Wort, das der elende Mann im Kerker zu ihm geredet hatte, traf ihn umbarmherzig, niederschmetternd wie ein Unwetter, das ungeahnt aufzieht und zerstörend daherbraust.

Der Mann hatte ihm erzählt, wie er auf den Weg des Verbrechens getrieben worden sei. Er wälzte alle Schuld von sich auf den Kammerherrn, der in dem alten grauen Schlosse wohnte. Er erzählte von dem Weibe, das er geliebt

hatte, wie er die Hand erhoben hatte gegen das Weib und es in den Tod getrieben mit herben Worten und harter Mißhandlung. Da habe es ihn nicht mehr geduldet in der alten Heimath, da sei er hinausgewandert in die Weite und habe Gesellen gefunden, die ihn lehrten, sich an dem Gut Anderer zu vergreifen, damit sie nicht Hungers stürben. Und das gefiel ihm wohl. Hatte doch der Kammerherr ihm Alles genommen, sein einzig Gut, sein Weib. „Gäbe es Gerechtigkeit," so schloß er, „dann müßte der Kammerherr hier sitzen an meiner Statt und sein Sohn leistete ihm Gesellschaft. Was soll das Kind der todten Frau auf seidenen Betten schlafen, da sie selbst doch an der Kirchhofsmauer liegt, wo die unehrlichen Leute eingescharrt werden. — Sagen Sie das den Richtern, Herr Advokat, damit sie nicht zu hart mit mir umgehen. Im Gefängniß ist es schrecklich, wenn man an alte Zeiten denkt." —

Das war es, was ihn forttrieb. Gewißheit wollte er von dem haben, der sie ihm allein geben konnte. Dieser eine war der Kammerherr. Seinen Chef hatte er gebeten, den Fall einem Kollegen zu übertragen, und diese Bitte hatte Gewährung gefunden.

Als er sich dem grauen Schlosse näherte, rüstete sich der Nachmittag bereits. Friede begann sich über die Natur zu legen, milder, weicher Abendfriede. In seinem Innern aber herrschte unheilvolle Schwüle, wie sie dem Sturm vorangeht.

Und der Sturm brach los. Der Kammerherr konnte nicht leugnen, er durfte nicht, denn die Zeugen jener Zeit lebten noch und würden gesprochen haben, wenn sie gefragt worden wären. Die gefürchtete Stunde war gekommen; er wußte, daß sie einmal kommen werde, aber er hatte sie noch nicht erwartet.

Der vor ihm stand, sein Richter, war sein eigener Sohn, und je heftiger die Worte fielen, um so unausfüllbarer wurde die Kluft zwischen Vater und Sohn.

Auf der einen Seite hielt die Ehre Wacht, auf der andern stand die erbleichende Schande. Kein Wort der Verzeihung, der Gnade fand der Sohn, kein Wort der Entschuldigung kam von den Lippen des Vaters. Als der Kammerherr zuletzt den

Sohn leise fragte, ob er nicht Dank verdiene, dafür, daß er ihn gehalten habe, wie es seinem Stande zukomme, da lachte dieser höhnisch auf und erwiderte, er wäre der unehrlichen Leute einer, das sei sein Stand. Und wieder fielen böse Worte, wie sie der Haß eingiebt und der Ingrimm über leichtsinnig zerstörte Hoffnungen und vernichtetes Lebensglück.

Als der junge Advokat das graue Schloß verließ, war der unheilvolle Bruch geschehen, den keine Menschenhand je wieder zusammenfügen konnte. Noch einmal war der Alte heiß geworden wie in früheren Tagen, noch einmal begann das Blut in den Adern des Kammerherrn rascher zu fließen, wie in der Jugend. Bis zu einer solchen Demüthigung, wie sie ihm jetzt wurde, hatte er mit der Vergangenheit nicht gebrochen. Er wies den Sohn hinaus und schalt ihn einen Proletarier, seine Ehre höhnte er Bettelstolz. Das waren die letzten Worte. Von dieser Zeit an war der Kammerherr ganz einsam und verlassen. — —

Der junge Advokat ging durch den Park, an dem kleinen See vorbei dem Dorfe zu, das in einer Tiefe seitwärts von der Kirche lag, deren schindelgedeckter Thurm noch von der scheidenden Sonne beleuchtet wurde, während ein leiser Dunstflor die Niederung bereits einhüllte. Leichter Rauch stieg aus den Schornsteinen der ärmlichen Häuser auf und mischte sich kaum bemerkbar mit der stillen Abendluft. Die Vögel gingen zur Rast, kein Laut unterbrach den Frieden der Natur. Unwillkürlich lenkte der junge Advokat seine Schritte dem Kirchhofe zu und gar bald hatte er das einsame Grab an der Kirchhofsmauer gefunden, das fernab lag von den hölzernen Kreuzen und kümmerlichen Brettchen, die mit halbverwitterter Schrift mühsam verkündeten, wem zum Gedächtniß sie gesetzt waren. Hier an der Mauer nannte keine Schrift den Namen, nur langes, hoch aufgeschossenes Gras schlug über dem Hügel zusammen, keine Blume, kein Strauch gab ein Zeugniß davon, daß, als man die arme Frau hinabgesenkt hatte, auch nur ein Herz auf Erden geblieben, das ihrer in Liebe gedacht oder ihrer hätte gedenken dürfen. War sie doch unehrlich in den Augen der Leute, die mit der Noth ringend, sich durch das Leben schleppten.

Nun saß der Sohn der geschmähten Frau auf der niederen

Kirchhofsmauer und blickte ernst hinab auf den Rasen. Ob er sie geliebt haben würde, wenn er sie gekannt hätte? Er konnte sich nicht hineindenken in die Liebe eines Kindes zur Mutter, da er ohne sie aufgewachsen war. Aber es fröstelte ihn bei dem Gedanken, daß sie Beide betrogen waren um diese Liebe, und bei dem Gedanken an die Schmach, die ihr angethan von den Menschen, die so selbstgerecht waren, daß sie eine Frau, die den Tod gesucht hatte, nicht in der langen Reihe ihrer Ruhestätten dulden wollten. Wer gab ihnen das Recht zu richten über einen ihres Gleichen?

Die armen elenden Leute im Dorfe hatten aber auch ihre Gesetze und ihre Ansichten und richteten ebenso strenge, ebenso unbarmherzig wie die große menschliche Gesellschaft draußen in der Welt in den stolzen Häusern und in den glänzenden Palästen.

Dieser Gesellschaft gehörte er an, so lange er denken konnte. Die würde ihn unausbleiblich eines Tages fragen, über wen sich der Hügel an der Kirchhofsmauer wölbe, wer der Mann sei, der den Richtern eine eigenthümliche interessante Geschichte erzählt habe, von einem Kammerherrn und dessen Sohn, von dem Sohne, der sich zu der Gesellschaft gerechnet habe und nicht einmal einen ehrlichen Namen aufweisen könne? Und jede Mutter, die einst gehofft hatte, ihn für ihre Tochter zu gewinnen, wie würde sie jetzt weise reden, und dem Himmel danken, daß sie verschont geblieben von dem Schicksal, mit einem solchen Menschen bekannt geworden zu sein. Und was würde sie sagen, seine Braut? War ihre Liebe zu ihm so groß und stark, daß sie die Reden ertragen würde, das Zischeln und Heimlichthun der Leute, das boshafte Bedauern und die vielen Kränkungen, an denen die Welt so überreich? Und wenn auch sie ihn verließe, wäre es dann nicht besser, er liege auch hier an der Kirchhofsmauer, tief in der Erde, frei von aller Noth, die das Leben ihm von nun an entgegenbrachte.

So sann er und hörte auf die Stimmen in ihm, die zu ihm sprachen, während seine Lippen fest im Gram geschlossen waren und er die Augen, die heißen brennenden Augen mit der Hand bedeckte. Da raschelte etwas in dem dürren Grase

und kroch auf ihn zu. Es war der kleine häßliche Hund, der die Spur seines Freundes gewittert hatte und ihm ein fröhliches Willkommen zudachte. Der junge Mann hatte kaum einen Blick für das demüthig heranschleichende Thier, aber der Hund legte sich dicht zu seinen Füßen nieder, als wollte er denken helfen und mitsinnen und grübeln über die Welt und über die Menschen in der Welt mit ihren Satzungen und über die, welche elend in der Welt waren.

Der kalte Lufthauch, der das Einbrechen der Nacht vorherkündete, weckte den Sinnenden aus seinen Gedanken. Er stand auf und ging dem Dorfe zu. Er gedachte, sich zu Fuß auf den Weg nach der Eisenbahnstation zu machen und mit dem nächsten Zuge weiter zu fahren. Der Hund begleitete ihn. In dem letzten Hause des Dorfes saßen Leute auf der Schwelle der Thür; er fragte, wem der Hund gehöre, da er nicht gesonnen war, ihn mit sich zu nehmen. Die Leute sprachen: er gehöre Niemandem, der Hund sei so häßlich, daß ihn Keiner haben wolle. Es sei dem Hunde auch einerlei, ob er einen Herrn habe oder nicht, es würde doch nur mit ihm herumgestoßen.

Da pfiff er dem Thiere und sagte: „Du kannst mit mir gehen. Wer weiß, ob man mich auch ferner aufnehmen wird? Unser Loos ist dasselbe. Wir sind beide verstoßen."

Auf der Eisenbahnstation brauchten sie nicht lange zu warten. Noch ein Glockenschlag, ein schrilles Signal — und die Heimath lag ferner und ferner hinter ihnen. — —

Als der Advokat seine Braut aufsuchte, war dieser schon Alles hinterbracht. Er fühlte es, als er in das Zimmer trat. Die Mutter blieb regungslos auf dem Sopha sitzen, die Braut stürzte weinend an seine Brust und hielt ihn lange, lange umschlungen.

„Du weißt Alles?" fragte er leise.

„Alles, Alles!" erwiderte sie schluchzend. „Ich weiß, warum Du fortwarst. O wie haben die Menschen mich gequält in der langen Zeit, da Du nicht zu mir kamst!"

„Es waren nur wenige Tage, mein Lieb."

„Es war eine lange Qual. Nun aber gehst Du nie wieder. Niemals, niemals!"

Da hallte es durch sein Inneres, wie ein Auferstehungsruf zu neuem Leben. Was war ihm nun noch die Vergangenheit mit ihrem Graun? Sie war für ihn gestorben, dahin, vergessen. Die Liebe besiegte den Tod, der ihm in der Gesellschaft bereitet war. Was kümmerten ihn die Menschen ferner — die lieblosen, richtenden — hier, wo er geliebt war . . . da war seine Welt von nun an und für die Zukunft.

Aber die Gegenwart wollte ihr Recht haben. Die Mutter seiner Braut zählte eine Reihe von Ahnen: ehrwürdige Herren und Damen, die begraben lagen in steinernen Särgen in den Gängen der Kirchen am Altar und an dem Taufsteine und in eigenen Capellen, die litten nicht, daß ein Mensch sich in ihre Gesellschaft dränge, der nicht zu ihnen gehörte. Die waren wach geworden und hatten eine Fürsprecherin gefunden, welche Einsprache that.

„Es hat sich manches geändert,“ sprach die Mutter der Braut. „Sie werden einsehen, daß Sie uns nicht compromittiren dürfen.“

Das war ein häßliches Wort aus fremder Sprache genommen und fremd klang es hinein in die göttlichen Klänge der Liebe. Die hatte das Wort nicht erfunden.

Die Braut erhob das Haupt und blickte die Mutter mit erregten Augen an. Eine wunderbare Verklärung lag auf ihren Zügen. „Er ist mein,“ sprach sie. „Wer will ihn schmähen?“

„Nicht ich richte,“ war die strenge Antwort, „aber die Welt redet, und wir selber sind uns Rücksichten schuldig.“

„Die Welt?“ fragte der junge Advokat. „Was habe ich der Welt gethan?“

„Unser Geschlecht war stets frei von Vorwurf. Können Sie zurückblicken auf eine Geburt ohne Makel?“

„Nein,“ rief er. „Losgelöst bin ich von der Vergangenheit. Aber ich lebe, ich bin da auf der Erde mit meinen Sinnen, mit meinem Denken und Fühlen und lasse mich nicht hinwegleugnen aus der Reihe der Lebenden. Und ich fordere mein Recht, das Recht, das mir das Weib gegeben, das ich in meinen Armen halte.“

Da erhob sich die Alte und wandte sich zu dem Advokaten: „Zu Ihrer Ehre will ich annehmen, daß Sie getäuscht worden sind. Sie selbst werden jedoch einsehen, daß wir uns nicht wieder begegnen dürfen, und meine Tochter wird Ihnen sagen, daß sie ebenso denkt wie ich, daß auch ihr die Ehre der Familie höher steht, als eine flüchtige Neigung. Ich gestatte Ihnen Abschied zu nehmen, und hoffe, daß Sie einander bald vergessen werden.“ Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer.

Da brannte ein heißer Kuß auf den Lippen des jungen Mannes.

„Wohin Du gehst, gehe auch ich; wo Du bleibst, bleibe ich: in Deinem Herzen ist meine Welt. Dein Leid sei mein Leid, Dein Glück mein Glück, Geliebter meiner Seele.“

Er sank nieder, und sie legte die Hand auf sein Haupt, als sollte ihn kein Leid fürder berühren, als segne sie es mit dem Segen der Treue und der Liebe, die Alles duldet und Alles trägt.

Und als er von dannen ging, schritt er erhobenen Hauptes; er war gefeit gegen Alles, was da kommen mochte. In seinem Hause erwartete ihn der häßliche Hund. Er sah nicht, daß das Thier häßlich war, er liebkoste es und nannte es mit Schmeichelnamen aller Art.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Tage kamen und gingen; das Leben gestaltete sich in mancher Beziehung anders wie früher. Der reiche junge Mann war nun arm geworden, sein Beruf mußte ihm einzig und allein den Unterhalt gewähren. Er war genöthigt, sich zurückzuziehen von gewohnter Lebensweise. Manches Haus verschloß sich ihm, und der einst Gerngesehene wurde von Vielen gemieden: Vorurtheil und alberne Selbstgerechtigkeit hielten Wache vor den Thüren und wehrten ihm den Eintritt. Das Haus seiner Braut war ihm ebenfalls verschlossen, die Magd hatte Befehl erhalten, den Advokaten nicht vorzulassen. Das war eine schlimme Zeit. Dann erfuhr er, ein Verwandter seiner Braut sei eingetroffen und wohne in dem Hause, und das Stadtgespräch verkündete: das sei recht, und die Wittwe des ehemaligen Militairs sei

eine verständige Frau; ihre Tochter werde ihre erste Liebe schon vergessen. Das sei mehr denn einmal dagewesen.

Er aber wußte sein Lieb zu sehen. Hatte die Magd auch den Befehl, ihm die Thüren nicht zu öffnen, so war ihr doch nicht verboten, hin und wieder ein Brieflein zu besorgen, und einem klingenden Dank war sie nicht abhold. Und als er seine Braut zu sprechen begehrte, wurde auch ein Weg gefunden; denn das Haus, in dem sie wohnte, lag in einem Garten, und Gartenmauern haben Thüren, die sich öffnen lassen.

Sie nahm Theil an seinen Sorgen und seinen Kämpfen, sein eigenes Selbst der Welt gegenüber zu vertheidigen und aus eigener Kraft, trotz des Makels, auf den die Gesellschaft mit Schadenfreude hinwies, da er ihn nicht mit Gold verdecken konnte und sagte, daß sie ihm für das ganze Leben angehören wolle, wie es auch käme, und was auch das Schicksal mit sich brächte. Und wenn sie miteinander flüsterten, leise, damit Niemand sie erriethe, wenn sie sprachen von den Hoffnungen, die sie auf die Zukunft setzten im Dunkel der Nacht im Garten, dann war der Hund bei ihnen, wie einst im Park bei dem grauen Schloß, aber sie spielten nicht mit ihm, wie damals unter Lachen und Scherzen. Der Hund hielt Wacht. Es waren andere Zeiten. Der Sommer war vorbei, die Blätter fielen in Schaaren; das frohe Lachen war verstummt: düsterer Ernst hatte es verdrängt.

Warum aber scheuten sie das Licht des Tages, da sie doch vor nicht langer Zeit vor aller Welt erklärt hatten, daß sie einander angehören wollten für das ganze Leben, und die Leute ihnen Glückwünsche gebracht hatten, mündliche und schriftliche, und ihre Wahl gut hießen?

Die Leute fürchteten sie nicht, darin waren sie Beide eins, aber die Mutter zürnte und braute mit ihrem Verwandten Anschläge, die dazu dienen sollten, eine unwürdige Liebe zum Schweigen zu bringen. Wenn die gewußt hätten, daß die Liebe stärker und kräftiger würde unter dem Druck, der auf ihr lastete, daß ein kurzer flüchtiger Gruß, ein Händedruck, ein süßes heimliches Wort Sonnentage bereiteten, die in der Erinnerung die Liebe zeitigten — sie hätten ihr Auge

nicht geschlossen, sie hätten gewacht und gehütet, und nimmer hätten die Liebenden sich gesehen und gesprochen. Das war es — sie fürchteten ganz von einander getrennt zu werden, getrennt ohne den Trost heimlicher Zwiesprache, die ihnen Muth gab, das Unvermeidliche zu tragen. — —

Allmälig schien es, als beginne man den Schicksalswechsel des Advokaten zu vergessen, als habe er den Reiz der Neuheit verloren; man sprach wenigstens nicht mehr von dem, was Alle wußten. Vorurtheilsfreie Männer, denen der Mann als solcher werth war, die nicht um die Abkunft besorgt waren, sondern der persönlichen Tüchtigkeit den ersten Rang einräumten, traten in ein freundschaftliches Verhältniß zu dem Advokaten, dessen Charakter von keiner Seite ein Tadel treffen konnte, und er begann wieder, sich freier zu bewegen, die Gesellschaft aufzusuchen und, soweit es möglich war, zu vergessen.

Die Mutter seiner Braut aber vergaß nicht, die dachte stets daran, daß die Zukunft ihres Kindes, das sie von ganzem Herzen zu lieben glaubte, zerstört worden sei durch den fremden Eindringling, und wie sie fühlte, daß kein Mittel anschlug, den Sinn ihrer Tochter zu ändern, daß ihr Wunsch, sie möchte dem Verwandten die Hand reichen, keine Beachtung fand, wuchs ihr Groll, und sie fachte die Eifersucht des abgewiesenen Bewerbers zu hellen Flammen an.

Da begab es sich eines Abends, als der Advokat in einem der besuchtesten Gasthäuser der Stadt im Gespräch mit seinen Gefährten saß, daß der ihm fremde Verwandte seiner Braut sich an den Tisch drängte und ihn höhnend und herausfordernd anblickte, sich unberufener Weise in die Unterhaltung mischte und Ausdrücke fallen ließ, die eine Zurechtweisung erheischten. Als es so weit gekommen war, erhob sich der Fremde und erzählte mit spitzen Worten, wie ein gewisser Jemand sich zu später Abendzeit in die Gärten anderer Leute schleiche, da doch keine Früchte mehr auf den Bäumen wären, die zu einem Besuche reizen könnten. Und als der junge Advokat aufsprang und die unsinnige und plumpe Anschuldigung zurückwies, als ein Wort das andere gab, wurde die Vergangenheit wieder lebendig, laut und deutlich

wurde sie ausgesprochen vor den Gästen, die dem Wortwechsel mit Spannung lauschten. Noch an demselben Abend waren die Waffen gewählt und wurde der Ort bestimmt, an dem das Blei über die Ehre entscheiden sollte, hinter der sich Egoismus barg und Groll. Sie war diesmal eine Maske, welche eine unehrenhafte Gesinnung nur schlecht hehlte.

Als der Advokat in seiner Wohnung anlangte, fand er ein in fliegender Hast geschriebenes Brieflein seiner Braut vor. Es standen nur die wenigen Worte darin: „Es ist Alles entdeckt." Die Eifersucht hatte das Wächteramt übernommen, und die hatte scharf gesehen.

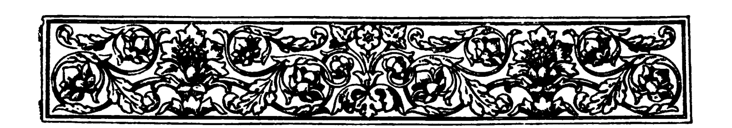
So war doch kein Vergessen der Vergangenheit möglich geworden. Die Gesellschaft mit ihren Satzungen verlangte ihr Recht, und das mußte ihr werden. Er sah es ein, es ging nicht anders. Wenn der Mann im Kerker auch geschwiegen hätte, es wußten noch viele Leute um das Geschehene. Wer konnte ihnen Schweigen gebieten? Es hätte aber nicht jetzt nöthig gehabt, ihn zu treffen, nun da dieser eine Schlag sein ganzes Glück vernichtete. Wie aber, wenn die Braut bereits seine Gattin gewesen wäre, und sie hätte ebenso gedacht wie die Mutter, ebenso kalt und beeinflußt von Vorurtheilen. Das wäre die Hölle gewesen, die Hölle auf Erden. Nun aber hatte die Liebe ihm das Leid tragen helfen bis hierher. Da überkam es ihn mit aller Verzweiflung, mit der Angst des Todes. Er wollte leben, seiner Liebe wollte er leben; sie, die er liebte, sollte nicht auch zu Tode getroffen werden wie er, wenn die feindliche Kugel sein Herz aufsuchte. Er klammerte sich an das Leben und sah doch vor sich den Tod, er kämpfte den Todeskampf, und es floß doch frisches Jugendleben durch seine Adern, das noch lange nicht ruhen wollte. Er rang, aber sein Ringen war vergebens, die Ehre trat zu ihm und forderte ihn als Opfer. Floh er den Zweikampf, so war es nicht nur die Herkunft, welche sich lähmend an seine Fersen hing, dann war er selbst ehrlos von nun an und verloren in den Augen der Menschen, die ein Wort in der Gesellschaft redeten und den Werth des Einzelnen abwogen nach Maß und Gewicht, wie es die Satzungen der Gesellschaft vorschrieben. Und dann begann

er wieder zu hoffen, denn blind leitet der Zufall seine Loose. Auch er konnte der glückliche Sieger sein. Da beruhigte sich sein Geist allmälig.

Er blickte zurück auf sein Leben; er gedachte dessen, der ihn elend gemacht hatte, und der Stunde, in der er von ihm geschieden war für alle Zeit. Es überkam ihn wie Reue, daß nicht ein Wort des Verzeihens von seinen Lippen gekommen war. Nun aber war es zu spät. — Der Schlaf der Erschöpfung kam und schloß ihm die Augen. — Am nächsten Morgen in frühester Frühe wurden die Schüsse gewechselt; der zweite Schuß traf den Advokaten zum Tode. Nur wenige Augenblicke waren ihm noch vergönnt. Sprechen konnte er nicht, seine Hand aber streckte sich wie liebkosend nach dem kleinen häßlichen Hunde aus, der sich winselnd an ihn schmiegte.

Als Jahre und wieder etliche Jahre vergangen waren, gedachte fast keiner mehr des Mannes, den die Welt geächtet hatte, die Welt ohne Liebe, die kalte engherzige. Nur die ihn geliebt hatte mit der ganzen Gewalt des Herzens, trauerte um ihn ohne Ende.

Das alte graue Schloß wurde öder und unheimlicher von Jahr zu Jahr, in seinen Mauern beherbergte es den Mann, den die Reue leben ließ, den der Gram quälte, ohne ihn vom Leben zu erlösen. Verwildert lag der Park, grüner Schlamm überzog den See. Wo einst Blumen blühten, wucherten Disteln und Unkraut. Niemand betrat den Park. Die armen, elenden Menschen gingen scheu an ihm vorüber, wenn sie vom Tagewerk zurückkehrten in ihre ärmlichen Hütten. Der Hund war verschwunden, nachdem der gefallen, dem er anhing. Da sein Freund ihn nicht mehr rief, ließ er sich nicht locken, sondern zeigte Jedem die Zähne, der ihm nahte. Auf dem Wahlplatz war er noch gesehen worden, später suchte man ihn vergeblich. Eine fremde Hand hatte ihn über den Haufen geschossen. Das häßliche kleine Thier fand kein Erbarmen, als es sich nicht von seinem todten Herrn trennen wollte, der auch kein Erbarmen gefunden hatte, den die Welt ächtete wegen Sünden, die er nicht begangen.



Prinzeß Goldhaar.

In dem alten Stollen, der vor Hunderten von Jahren fleißigen Bergleuten Einlaß in das Innere des Berges gestattete und so lange befahren wurde, bis die reichen Erzadern versiegten und der Schlägel nur noch taubes Gestein traf, saßen die geheimnißvolle Frau und der Ozonhasser, gar ernste Dinge mit einander besprechend. Sie waren beide Kurgäste des kleinen Badeortes Klarenbach, der abseits von der großen Heerstraße mitten im Gebirge liegt und so gerne eine Weltstadt werden möchte, ohne es jemals werden zu können, trotz des neuen Kurhauses, der gut gemeinten, aber schlecht gereimten Inschriften an Felsen und Bäumen und der vielen Anzeigen in gelesenen Zeitungen. Eine Großstadt aber will Platz haben und das Klarenbacher Thal ist nur schmal und eng. Wenn man aber von den Bergen in das Thal hinabblickt, möchte man glauben, man sähe in eine Schachtel Nürnberger Spielzeug, so niedlich nimmt sich das Städtchen aus der Vogelperspective aus, fast wie ein rothgekochter Krebs in grüner Petersilie.

Die geheimnißvolle Frau wohnte mit ihrer Tochter bei dem Gewürzkrämer, dessen Garten zu dem Stollen führte, der Ozonhasser logirte bei dem Barbier, dessen Gemüseanlagen an den Garten stießen und ebenfalls an dem Stollen

participirten, der den jeweiligen Badegästen in seiner Eigenschaft als Naturpavillon mit auf die Rechnung gesetzt wurde. Anfangs wechselten die fremden Nachbarn nur die allgemein üblichen Grüße, aber bald wurden die Grüße zu längeren Unterhaltungen und man fand Gefallen aneinander.

Die bleiche Frau mußte einst sehr schön gewesen sein. Zwar hatten sich Kummer und Leid viele Mühe gegeben, diesem Antlitz ihre verheerenden Spuren aufzudrücken, aber es war ihnen nicht möglich gewesen, die Anmuth zu verwischen, welche den milden Zügen eigen war und die großen herrlichen Augen zu trüben, aus denen die Seele einer stillen Dulderin wehmüthig und mitleidserweckend hervorschaute. Man sah dieser Frau an, daß ein großes Leid ihr Herz beschwerte, aber sie war schweigsam und wich neugierigen Fragen aus. Und da sie sich von dem geräuschvollen Badeleben fast ganz zurückzog, hatte man ihr den Beinamen der „geheimnißvollen" gegeben.

Der Ozonhasser, ein wohlhabender Fabrikant, galt als der große Unart des Bades. Die Krähwinkeleien, an denen Klarenbach fortwährend Neues lieferte, fanden in ihm einen schonungslosen Satiriker; der Wirth des Kurhauses war ihm ein geschworener Feind, weil Herr Otten seinen eigenen Weinkeller hielt, und der Badearzt wünschte ihn dahin, wo der Pfeffer wächst, weil der naturwissenschaftlich wohl unterrichtete Fabrikant die Wunderwirkungen der ozonhaltigen Atmosphäre Klarenbachs, die im Prospekt mit großen Lettern figurirten, nicht nur in Zweifel zog, sondern das Ozon geradezu für ein Gift erklärte. Der ganze Anhang des Badearztes erblickte in Herrn Otten daher eine Art von Frevler am Heiligsten, und gab seiner Entrüstung in dem Spottnamen „Ozonhasser" erwünschten Ausdruck.

Das kümmerte den jovialen alten Herrn jedoch blitzwenig, da er Klarenbach weder des Ozons noch des Gebirgswassers wegen, mit welchem Kaltwasserunfug in ausgedehntester Weise getrieben wurde, besuchte, sondern sein Augenmerk auf die geologischen Schätze richtete, an denen Klarenbach und Umgebung reich sind. In den letzten Wochen hatte er jedoch die geologischen Exkursionen auf ein Geringstes

beschränkt und leistete der blassen Frau Gesellschaft, die gar bald Vertrauen zu dem Manne gewann, dem die übrige Badegesellschaft keineswegs hold gesinnt war, während er seinerseits die innere Nothwendigkeit fühlte, der alleinstehenden Frau, die sich von dem ganzen Getriebe des Bades abschloß, seinen Schutz angedeihen zu lassen. Man trank am Morgen den Kaffee gemeinschaftlich und brachte den Nachmittag und Abend ebenfalls gemeinschaftlich zu, entweder auf Spaziergängen, oder in dem alten verfallenen Stollen, in den die sengenden Strahlen der Sonne nicht dringen konnten, denn ein dichtes Geranke von wildem Wein bildete einen natürlichen Vorhang vor dem Eingang, der das Licht dämmergrün färbte, ehe er es einließ und der flimmernden Wärme der Mittagszeit nicht gestattete, ihren Einfluß auf die erquickende Kühle da drinnen geltend zu machen. Zu den zeitweiligen Bewohnern der Felsenhöhle gehörten auch noch zwei Personen: Elisabeth, die Tochter der blassen Frau, und ein junger Student, seines Zeichens Techniker, mit dem der Fabrikant auf geologischem Wege innige Freundschaft geschlossen hatte. Der alte Herr schätzte den jungen Mann sehr hoch, sowohl des Wissens, als des Charakters wegen und machte ihn mit den beiden Damen als einen „Menschen" bekannt, der als löbliche Ausnahme von der modernen Affenwelt hingestellt werden könne. Diese feierliche Einführung konnte jedoch durchaus nicht verhindern, daß der junge Mann sich sterblich in Elisabeth verliebte.

Der Student wußte sich außerordentlich zu beherrschen, so daß Niemand ihm den Verliebten anmerkte; wollte er doch selbst es sich kaum eingestehen, daß er liebe. Wenn er in Elisabeths Nähe weilte, so war die ganze Welt eitel Glück für ihn, dann half Frau Hoffnung ihm Kunststraßen und Brücken über Abgründe und Flüsse bauen, auf denen er Arm in Arm mit Elisabeth zu wandeln gedachte, damit ihr Fuß keinen Stein berühre und ihr Herz keine Sorge treffe. Wenn er aber allein war, dann stand die Wirklichkeit vor ihm, dann wurden aus den Chausseen ungangbare Holzwege und die wundervollen Viadukte stürzten in Trümmer zusammen. Dann kam er sich wie ein Nichts in der Schöpfung vor und

war der arme Student, der nicht einmal für sich selbst sorgen konnte, geschweige denn für eine Frau. Er hätte allerdings schon weiter vorgerückt sein können in der menschlichen Rangordnung, das war nicht zu leugnen, aber daran, daß er seine Studien nicht absolvirt hatte, trug er keine Schuld, sondern ein kleines Stück Blei, das seinen rechten Arm traf, als er während des großen Feldzuges in Frankreich tapfer mitfocht. Da mußte er umlernen, damit die linke Hand ebenso geschickt würde, wie früher die rechte war. Das gelang auch, kostete aber Zeit, und um diese Zeit war er zu kurz gekommen, denn anstatt jetzt wohlbestallter Aspirant mit wenig Gehalt, aber brillanten Aussichten auf spätere Zeiten zu sein, war er nur noch Student, dem der Arzt Klarenbach zur nothwendigen Erholung von vieler Arbeit und den Strapazen der Campagne auf das Dringendste empfohlen hatte. Was sein Aeußeres anbelangte, so wich es von dem allgemeinen Studententypus in jeder Beziehung ab. Kein Kennzeichen der wissenschaftlichen Flegeljahre war an ihm zu bemerken, er trug weder Cerevis, Band und Kanonen, noch bediente er sich des studentischen Jargons, sondern hielt sowohl in der Kleidung, wie in der Sprache auf sich. Sein ganzes Wesen zeichnete sich trotz seiner Jugend durch eine gewisse Ruhe aus, im Gespräch aber konnte er lebhaft und erregt werden und wenn seine Züge sich im Eifer belebten und die dunklen Augen klar und hell leuchteten, dann mußte Jeder, der ihn sah, bekennen, daß der junge Mann kein gewöhnlicher Beau, sondern eine interessante Schönheit sei. Wie Elisabeth über ihn dachte, das sagte sie nicht, er war ihr willkommen als ständiger Gefährte des Herrn Otten, den sie kindlich verehrte und dem zu Gefallen sie sich auch mit geologischen Studien abgab. Wenn sie mit dem Alten zuweilen auszog, um in den Steinbrüchen auf Felsarten, Krystalle und Petrefakten zu fahnden und sich Mühe gab, mit dem Berghammer brauchbare Handstücke zu gewinnen, so konnte man glauben, eine mitleidige Waldelfe hülfe einem vom strengen Erdfürsten ausgesandten armen Gnomen bei seiner Arbeit. Ihre schlanke Gestalt, die herrlichen blonden Haare, welche lose herabfielen, und das

feingeformte jugendfrische Antlitz berechtigten vollständig zu einer solchen Annahme. Herr Otten nannte sie Prinzessin Goldhaar und sie titulirte ihn dafür Papa Rübezahl. Den Studenten redete sie stets mit aller Förmlichkeit als Herrn Mansfeld an; selbst, wenn er abwesend war, kam sein Vorname Richard nicht über ihre Lippen. —

An dem heutigen Nachmittage saßen Herr Otten, der Ozonhasser, und die geheimnißvolle Frau in dem verfallenen Stollen, der mit einigen Gartenstühlen und einem einfachen Tischchen zweckentsprechend möblirt worden war, und redeten über ernste Dinge. Elisabeth war spazieren gegangen, um auf eigene Hand eine geologische Excursion zu unternehmen. Der Student hatte, wie er sagte, Briefe zu schreiben und ließ sich nicht blicken, und so kam es, daß die blasse Frau dem Freunde ihr Herz ungestört ausschütten konnte.

„Ich habe Elisabeth gebeten, sich heute eine Zeit lang ohne meine Gesellschaft zu behelfen, um Sie, verehrter Freund, um einen Rath zu ersuchen, den Sie mir gewiß nicht verweigern werden. Der Zufall hat uns hier in Klarenbach zusammengeführt – ich segne diesen Zufall—denn er sandte mir in Ihnen einen Beschützer, dessen ich um so mehr bedarf, als ich recht wohl fühle, daß mein zurückgezogenes Leben den Unwillen der übrigen Badegäste gegen mich heraufbeschworen hat!"

„Ich theile ein gleiches Loos mit Ihnen," erwiderte der Fabrikant lächelnd, „nur mit dem Unterschiede, daß meine zu aufrichtigen Bemerkungen über den Unsinn, dem man hier auf Schritt und Tritt begegnet, die Ursache sind, weshalb man mich mit Bann und Interdikt zu belegen geruht, während Sie weder den Wein im Kurhause für ein Gemansch, noch das Ozon für ein Gift erklärt haben, mithin die Hauptpersönlichkeiten des Bades, den Arzt und den Wirth, in keiner Weise kränkten. Vielleicht nimmt man Ihnen übel, daß sie weder Krankengeschichten erzählen, noch selbige anhören, sondern sich vornehm von jeglichem Geklatsch und Geträtsche zurückziehen. — Sie sind den Leuten unnahbar und das verzeiht der hier herrschende kleinstädtische Geist einer einfachen Frau Müller nicht!"

Die blasse Frau sah den Fabrikanten freundlich an. „Sie

mögen recht haben," antwortete sie. „Ihnen will ich gerne sagen, daß der Name Müller nur mein augenblicklicher Reisename ist, unter dem ich Schutz suche für — Elisabeth. In Wirklichkeit bin ich die Gattin des Commerzienrath Hainberg in H. Wir machen in der Wintersaison ein großes Haus, denn der Commerzienrath liebt äußeren Glanz, und sehen die hervorragendsten Persönlichkeiten der Stadt an unserer Tafel: Beamte, Gelehrte, Künstler, Militairs — was Sie wünschen. Daß die Tochter des reichen Mannes von Manchem zum Weibe begehrt wird, können Sie sich vorstellen, um so mehr, da Sie Elisabeth kennen; Prinzessin Goldhaar, wie Sie das Kind scherzend nennen, ist nicht allein mit dem Geschenke der Schönheit begabt, sie besitzt einen noch viel kostbareren Schatz an ihrem engelgleichen Gemüth. — Verzeihen Sie der Mutter das warme Lob ihres Kindes, aber sagen Sie selbst: habe ich übertrieben?"

„Hätten Sie mich zum Lobredner Ihrer Tochter aufgefordert, mir hätten ganz andere Farben zu Gebote gestanden, ihr Conterfei zu entwerfen," entgegnete der Alte. „Ich hätte dem schönsten Frühlingstage all' seinen Zauber entliehen und ausgerufen: seht, das ist Elisabeth!"

„Und dies mein Kind — der Frühlingstag, wie Sie eben sagten," erwiderte die blasse Frau erregt, „soll einem Menschen angehören, der trotz seiner jungen Jahre doch dem wandelnden Herbste gleicht, der entweder nie einen Lebensfrühling besaß, oder, wenn er ihn je besessen, elend vergeudete. Er trägt einen stolzen Namen, das ist Alles, aber nicht genug, um mein Kind glücklich zu machen. Mein Gemahl, der Commerzienrath, wünscht diese Verbindung, es schmeichelt seinem Ehrgeize, einen Schwiegersohn mit klingendem Namen zu besitzen, und diesem Ehrgeize soll Elisabeth geopfert werden!"

„Mir scheint die Sache sehr einfach zu liegen," warf Herr Otten ein. „Elisabeth verweigert ihre Einwilligung und der junge Herr zieht mit dem niedlichsten Korbe ab, der jemals geflochten wurde!"

„Das geht nicht," antwortete die Frau. „Elisabeth wird einwilligen, weil auch ich wollen muß, was der Commerzien-

rath wünscht, und sie gewohnt ist, meinen leisesten Bitten zu willfahren. Sie liebt mich so innig, daß sie mir zu Liebe ihr Leben hingeben würde, wenn die Forderung an sie heranträte. Und nun, da sie noch ein Kind ist und Neigung zu einem Manne ihr Herz nicht berührte, folgt sie blind meinem Willen und entsagt einem Glücke, das sie nicht kennt, um an der Seite eines unliebenswürdigen Gatten für das ganze Leben unglücklich zu werden."

„Aber ich bitte Sie, verehrte Frau!" rief Herr Otten aus, und in dem Tone, in welchem er redete, klang etwas wie Unwille hinein, „wenn Sie das Unglück Ihrer Tochter vor Augen sehen, so haben Sie als Mutter die Pflicht, alles Mögliche zur Verhütung desselben zu thun. Ist Elisabeth noch ein Kind ... gut, so muß die Erfahrung erwachsener Leute für sie in Anspruch genommen werden, und wenn es Ihnen recht ist, so übernehme ich die Stelle eines Vormundes und sage ihr einfach: Fräulein Elisabeth, es giebt einen Menschen, der Sie heirathen will. Da dieser Mensch aber lange nicht gut genug für Sie ist und eine Heirath mit demselben das Thor zur Hölle auf Erden für Sie öffnen würde, so verlange ich, daß Sie dem betreffenden Bewerber in zierlich verblümter Rede auseinandersetzen, daß Sie ihn nicht ausstehen können! Ich gebe Ihnen mein Wort, das Mittel wird helfen!"

„Und ich wäre gezwungen, meine Tochter zu bitten, zu beschwören, ihr Jawort zu geben, und .... sie wird es geben," entgegnete die Commerzienräthin ernst.

„Ich war nie stark im Räthsellösen," sagte Herr Otten, „und bin daher außer Stande, in diesem Falle klar zu sehen. Verzeihen Sie das Wort, gnädige Frau, wenn ich Sie in diesem Augenblick mit der Sphinx vergleiche und mich mit einem Vorgänger des Herrn Oedipus, mit einem jener Bedauernswerthen, die wegen Mangels an Scharfsinn zu Grunde gingen: ich bin nämlich mit meiner Weisheit zu Ende!"

Die Frau schwieg einen Augenblick, dann richtete sie ihr seelenvolles Auge fragend auf den alten Herrn. Dieser verstand den Blick. „Sie wollen mir etwas vertrauen und möchten wissen, ob Sie einem Würdigen Vertrauen

schenken, wenn Sie rückhaltslos zu mir sprechen? Es gilt das Glück Ihres Kindes und meines Lieblings, wir haben gemeinsame Interessen!“

„Nun wohl,“ antwortete die Frau, deren Züge verriethen, daß sie einen schweren inneren Kampf durchkämpfte, „es gilt das Glück meines Kindes und deshalb fort mit aller falschen Scham. Sie sollen erfahren, was außer mir nur noch zwei Menschen auf Erden wissen, damit Sie mir rathen, mir und dem Kinde. — In einem kleinen Orte an den Ufern der Weser lebt ein alter Mann, abgeschieden von der Welt, das Ende seiner Tage abwartend. Einst nahm dieser Mann eine Stellung im Staate ein, Ehrenzeichen bedeckten seine Brust und er galt viel in den Augen seiner Mitmenschen. Was einst diesen Mann veranlaßte, seine Pflicht zu verletzen, weiß ich nicht, aber es war geschehen. Er hatte öffentliche Gelder veruntreut, ohne sie jemals ersetzen zu können, und die Schande drohte ihm. In seiner Verzweiflung, als er sich verloren glaubte, versuchte er einen letzten Rettungsweg. Er legte einem reichen Manne seine Verhältnisse dar und bat ihn um Hülfe. Und diese Hülfe ward ihm, seine Tochter war der Preis, die wurde an den reichen Mann verkauft, an den Mann, den sie in Tagen des Glückes von sich gewiesen hatte. — Kein Fremder hat jemals erfahren, daß es sich um die Ehre meines Vaters handelte, als ich dem reichen Manne willenlos zum Altare folgte, Niemand sah meine Wunden, als der Priester über diesen Bund den Segen sprach, der mir in die Ohren klang wie Fluch und Frevel. — Mein Vater war gerettet und ich die Gattin eines Mannes, den ich nicht liebte. Zwischen diesem Tage und heute sind Jahre verflossen. Mein Vater ist alt geworden — alt in äußeren Ehren — er hat mich gelehrt, dem Manne dankbar zu sein, der ihm den Namen erhielt, ich habe es nach Kräften versucht zu sein. Ich habe nicht geklagt, ich habe schweigend geduldet, sah ich doch, daß das Opfer nicht vergebens war: die letzten Tage des alten Mannes gleiten ruhig dahin. Sein Gewissen hat im Laufe der Zeit Ruhe gefunden, weil er mich glücklich wähnt, weil er, wie die übrige Welt, das Scheinleben,

welches ich führe, für Glück hält. So folgte der einen ersten Lüge ein ganzes unwahres Leben. — Und nun Elisabeth! Der Himmel schenkte mir dieses Kind zum Trost, ein Zeichen seines Erbarmens. Ich habe es behütet, wie einen Schatz, ich habe ihm mit Sorgfalt verborgen, daß mein ganzes Dasein nichts ist, als tiefes Elend, das in bunten Flittern seine wahre Gestalt verhüllt. Wenn Elisabeth Alles wüßte, Alles, ich würde das letzte Gut verlieren, das ich besitze ... die Achtung meines Kindes. Es würde fragen: ist Deine Liebe zu mir Wahrheit ... oder ist sie Schein wie Dein übriges Leben? — Weigere ich mich, dem Wunsche meines Gatten Folge zu leisten, Elisabeth zu bestimmen, daß sie jenem Manne die Hand reicht, ihr vorzustellen, daß der Glanz eines Namens alles Glück der Welt in sich berge, so kommt es zu heftigen Auseinandersetzungen, Elisabeth wird erfahren, was Sie jetzt wissen, und sich von mir wenden, wie Sie es auch werden!" Die bleiche Frau verhüllte ihr Antlitz mit dem Taschentuche und weinte.

Der Alte schwieg einen Augenblick, dann begann er in mildem freundlichen Tone: „Wie doch lange getragenes Leid ebensowohl den Blick des Menschen trübt, wie unerwartetes Glück oft den Klügsten blind macht. Könnten Sie wirklich denken, gnädige Frau, Ihr alter Freund würde Sie auch nur einen Augenblick weniger schätzen, weil Sie ungesehen eine Dornenkrone tragen, die Ihnen die Kindesliebe auf's Haupt drückte? Nein, er bewundert Ihr stilles Dulden und den fortwährenden seelischen Kampf, den Sie allein auskämpfen mußten, ohne jeglichen Beistand, und nun, da Sie diesen suchen, wird der Alte Ihnen beistehen nach seinen besten Kräften. Freilich ist er so unerfahren in den Geheimnissen des Frauenherzens wie ein alter Sonderling und Junggeselle nur sein kann, aber er glaubt doch, daß dem ganzen Leid ein Ende gemacht werden kann!"

Die Commerzienräthin blickte den Alten fragend an; Erwartung und Zweifel prägten sich in ihren Zügen aus. „Reden Sie, reden Sie! — Zeigen Sie mir den Ausweg zur Rettung!"

„Wir müssen zunächst feststellen, um was es sich handelt," sagte der Alte.

„Um das Glück meiner Tochter," rief die Commerzienräthin.

„Und um das Ihre!" fügte der Alte hinzu.

„Um das Meine? Ich verzichte schon lange auf Glück!"

„Nicht ganz; die Liebe und die Achtung Ihrer Tochter, das ist Ihr Glück, und Sie bangen vor dem Verluste desselben. Auf der andern Seite fürchten Sie, daß Elisabeth das gleiche Schicksal haben werde, wie Sie, ungeliebt durch das Leben zu gehen, eine Abkartungs-Ehe der schlimmsten Sorte zu schließen. Wollen Sie das Glück Ihrer Tochter, so müssen Sie sich zu einem zweiten Opfer entschließen und das Kind vor den Plänen des Commerzienrathes schützen, indem Sie es vor jeder erzwungenen Verbindung warnen!"

„Ich sollte meiner Tochter mein jahrelanges Elend enthüllen, ihr Alles, Alles sagen und aus ihrem eigenen Munde meinen Richterspruch erwarten? Ich sollte ihr sagen: siehe, ich bin die erkaufte Sklavin Deines Vaters und der alte Mann, den auch Du liebst, ist der Schande nur dadurch entgangen, daß ich geopfert wurde und ihm ein Glück heuchelte, das ich nie besessen habe? Das kann ich nicht, das vermag ich nicht!"

„Brechen Sie mit den alten Verhältnissen, gnädige Frau. Sie haben gelitten für das Trugbild der Ehre, nicht für die Ehre selbst; die war verloren, als der Mann, der jetzt zurückgezogen an den Ufern der Weser lebt, seine Pflicht verletzte, was übrig blieb, war die Furcht vor dem Aufsehen, vor den Reden der Welt, aber nimmermehr die Ehre. Und diesem Gespenst, diesem Schein sollte auch Elisabeth — Prinzeß Goldhaar — hingeopfert werden? Nie und nimmer. Die Schuld blieb den Augen der Welt verdeckt und wird es ferner bleiben, auch der Friede Ihres Vaters soll nicht gestört werden. Sie müssen sich mit Ihrem Gemahl aussprechen, er muß einsehen lernen, daß seine Macht eine Grenze hat, daß die Zukunft seines Kindes etwas Anderes ist, als die Erfüllung ehrgeiziger Wünsche!"

„Ich habe keinen Muth, ihm gegenüberzutreten, der jahrelange Zwang hat mich scheu und furchtsam gemacht. Und er ist gewohnt, daß geschieht, was er will, da er sieht, wie

Alles sich vor seinem Gelde beugt, da einst das Geld auch mich in seinen Besitz brachte. Ich kann nicht mit ihm reden!"

„So schreiben Sie ihm. Es läßt sich brieflich Manches bequemer abmachen, als im mündlichen Verfahren. Und so wird es gehen. Sie, verehrte Frau, nehmen Feder und Papier und suchen auf Ihren Gemahl einzuwirken, daß er von seinen Plänen absteht. Ich für meinen Theil werde mit Goldhaar sprechen und ihr sagen, daß bald eine Zeit kommt, in der ihre Zukunft entschieden werden soll und daß sie muthig allen Vorschlägen widerstehe, die ihr gemacht werden. Es sieht das freilich aus, als wollte ich einem Kinde Ungehorsam gegen seine Eltern predigen, aber wohin allzu großer Gehorsam führt, das wissen Sie am besten, gnädige Frau. Und sollte es zum Aeußersten kommen, so nehme ich Elisabeth ganz in meinen Schutz. Ist es Ihnen recht, so spreche ich mit Elisabeth — —"

„Sie würde Alles erfahren?" fragte die bleiche Frau angstvoll.

„Keine Silbe," war die Antwort. „Nur im Allgemeinen werde ich ihr andeuten, daß ein übereilter Schritt sie unglücklich machen würde. Sie ist klug genug, um später von dem Allgemeinen auf das Besondere zu schließen!"

„Und wenn mein Gemahl auf seinen Willen besteht, wenn Alles vergebens sein sollte?"

„Dann tritt irgend eine Katastrophe ein, die wir nicht abwenden können, aber je nach den Umständen zum Besten des Kindes benutzen müssen. Versuchen wir zunächst das Unheil abzuwenden. Schreiben Sie mit bewegten Worten an den Commerzienrath, ich spreche mit Elisabeth und schließlich und zuletzt bauen Sie auf den alten Rübezahl, der läßt seine Prinzeß Goldhaar nicht im Stiche."

Die Frau stand auf. „Ich will Ihnen vertrauen," sagte sie, „nun, da ich weiß, daß ich wackren Beistand habe, wird mir es nicht an Kraft fehlen, für das Glück des Kindes zu sorgen und zu handeln. Ich flüchtete in dies abgelegene Bad, um allein zu sein, und nahm einen andern Namen an, um Elisabeth vor den Nachstellungen jenes Menschen zu schützen, der schon glaubt, sein Ziel erreicht zu

haben; wie hätte ich wohl jemals gedacht, hier in meiner Noth einen uneigennützigen Freund zu finden? Es giebt keinen Zufall, es ist vorherbestimmt gewesen, daß ich Sie hier treffen mußte." Sie reichte dem Alten die schmale, weiße Hand und blickte ihn dankend mit den milden schönen Augen an, die von Hoffnung verklärt, erglänzten. „Der Weg aus dem Leid kann nur über Dornen führen, ich will ihn wandeln!" Sie schritt aus dem verfallenen Stollen in den hellen Tag hinaus, durch den Garten des Krämers, in dem die Blumen wundersam dufteten, auf das Haus zu. Der Alte blieb noch eine Weile in der Höhle, und sann darüber nach, wie wohl Alles zum Besten gewendet werden könnte. Er war unendlich weich gestimmt und hätte selbst dem Badearzte in der Ozonfrage recht gegeben, wenn dieser plötzlich zu ihm hereingekommen und zu einem wissenschaftlichen Streit aufgelegt gewesen wäre. Ihm hatte sich Leid und Kummer offenbart, von dem er früher niemals Kunde gehabt, und das ihn tief ergriff. Sein Blick fiel auf die großen Baumwurzeln, welche an der einen Seite des alten Stollens herabhingen, die Elisabeth Klingelzüge für Rübezahls Gnomen nannte, an denen sie einst herzhaft gezogen hatte, ohne jedoch etwas Anderes zu erreichen, als daß der Student mit bröckelndem Gestein und verwittertem Erdreich überschüttet wurde. Da dachte er: würde Prinzeß Goldhaar wohl je im Leben wieder froh sein, wenn sie, wie ihre Mutter, lieblos einem Gatten folgen müßte? Er schüttelte das Haupt und murmelte vor sich hin: „Sie wird erfahren, was vorgeht und was vorgegangen ist und einsehen, daß es keine Gnomen und gute Geister giebt, sondern nur Menschen, die sich mit ihrer Niedertracht gegenseitig quälen." — Er verließ den Stollen und schlug den Weg nach seiner Wohnung ein, der durch den Gemüsegarten des Barbiers führte. In dem Hause selbst roch es nach verbrannten Zwiebeln und der Barbier zankte mit seiner Frau über die verdorbene Speise für den Abendtisch. „Mir gefällt weder der hier herrschende Ton, noch der Geruch!" sagte der Alte, „ich will den Badearzt auf eine neue Ozonquelle aufmerksam machen, sintemal Ozon auf gut Deutsch Gestank heißt. Es kommt mir übrigens

so vor, als wenn meine scheltenden Hausleute die gewohnte Spottlust in mir wachrufen und sich in der Gallenblase taurocholsaures Natron in reichem Maße absondert, dessen Ueberhandnahme, nach dem Ausspruche des Ozondokters, die Bosheit der menschlichen Creatur auf das Unglaubliche steigern soll. Auf nach dem Kurhause, ich werde dem Doktor und seiner Sippe einen Beweis von der Richtigkeit seiner Theorie geben." Er rückte die goldene Brille zurecht und steuerte auf das Kurhaus zu. — „Nun ist es aus mit der Gemüthlichkeit," dachte der Badearzt, der von seiner Umgebung als helle Leuchte der Wissenschaft angestaunt wurde, je unverständlicher er sich ausdrückte, „aber kann dem Alten der Zutritt gewehrt werden, da er alle Taxen prompt bezahlt?" Herr Otten grüßte die Gesellschaft auf das Höflichste, aber schon nach einer kleinen Viertelstunde verabschiedete sich der Badearzt mit der Entschuldigung, daß ein Patient ihn erwarte. Das taurocholsaure Natron mit seiner Wirkung auf die Bosheit des menschlichen Gemüthes hatte ihn fortgetrieben. — —

Wo aber war Elisabeth? Es dämmerte bereits und noch immer war sie nicht von dem geologischen Spaziergange zurückgekehrt. Die Commerzienräthin saß auf ihrem Zimmer und schrieb. Bald zerriß sie das Schreiben, um wieder von Neuem zu beginnen, bald mußte sie ein frisches Blatt nehmen, weil schwere Thränen auf die Schrift fielen und sie auslöschten und nur zögernd formten sich die Worte auf dem Papier; sie dachte nicht an Elisabeth in diesen schweren Stunden. Herr Otten behandelte die Badegäste im Kurhause mit liebevoller Kränkung, er bedurfte einer seelischen Abwechslung nach dem ernsten Gespräch mit der bleichen Frau in dem verfallenen Stollen und vermißte Elisabeth ebenfalls nicht, obgleich er noch vor Kurzem feierlich versprochen, sie in Schutz zu nehmen. Das hatte auch noch Zeit bis morgen, übermorgen, vielleicht eine ganze Woche noch. Die Gefahr lag ja nicht nahe. —

Elisabeth ging am frühen Nachmittag hinaus auf die Berge, nach dem Steinbruch, allwo sie schon oft mit dem Alten Jagd auf merkwürdige Gesteinsbildungen gemacht hatte.

Die Mutter wünschte allein zu sein und sie war folgsam wie immer gewesen.

Der Weg stieg langsam an, hin und wieder luden Bänke, welche die Badeverwaltung hatte aufstellen lassen, zum Ausruhen ein, Elisabeth aber schlug einen Seitenweg ein, um Spaziergängern nicht zu begegnen. Dichtes Unterholz wölbte ein Dach über diesen Pfad, kein Blatt rührte sich, unbeweglich standen die hochaufgeschossenen Waldblumen an den Seiten des Weges und entfalteten ihre Kronen in der lauen Wärme des Sommertages, luftige Schenken für die bunten Schmetterlinge, die fleißig dem gastfrei dargebotenen Honigsafte zusprachen.

„Hier ist Friede," flüsterte Elisabeth. „Hier ist es so ganz anders wie zu Hause. Dort muß ich froh sein, wenn Gäste bei uns sind, hier bin ich froh, so recht von Herzen froh. Niemand sagt mir hier abgeschmackte Schmeicheleien. — Ob mir wohl einer von all' den Cavalieren hier im Walde ein Compliment machen würde, wenn ich in Wirklichkeit Fräulein Müller wäre, das weder einen reichen Papa hat, weder Diamanten besitzt, noch große Toilette machen kann, sondern tagtäglich in Waschkleidern umherläuft?" Sie lachte laut auf. — „Papa Rübezahl schmeichelt nicht, der spricht wie er denkt, und sein Freund ist ebenso wie er, nur jünger und viel hübscher! Die Beiden sind mir lieber als die andern."

Sie stand einen Augenblick still. „Ich kann mir Papa Rübezahl gar nicht ohne Herrn Mansfeld denken, sie gehören zusammen. Er nennt ihn Richard und hat ihn lieb wie einen Sohn. So sagte er einmal zur Mama." Elisabeth ging sinnend weiter.

„Schade, daß wir uns trennen müssen, wenn die Saison vorbei ist; es wird recht ungemüthlich zu Hause sein. Wie oft werde ich an Klarenbach zurückdenken, wenn daheim die vielen fremden Menschen bei Papa zu Gaste sind und er sich seines Reichthums freut und die Gäste mir so viel Albernes sagen. — Ich würde ihn hassen, wenn er so spräche wie die andern Alle, ich würde ihm sagen, daß er mir gleichgiltig wäre, wie sie Alle. — Ob er sich meiner wohl erinnern wird, wenn wir fort sind? O, wenn er das thäte!

Aber was bin ich ihm? Er ist klug und hat viel gelernt, das fühle ich, wenn er spricht; ich weiß eigentlich gar nichts. — Einmal in meinem Leben möchte ich ihn Richard nennen, aber er dürfte es nicht hören! Nun muß der Steinbruch bald kommen."

Elisabeth bog um die Ecke, allein der Bruch war nicht zu sehen, die Wege kreuzten sich, sie schlug auf gut Glück einen andern Pfad ein, der aber führte auch nicht zu dem Steinbruch, sondern tiefer hinein in den Gebirgswald. Elisabeth kehrte um, verfehlte aber den rechten Pfad, immer fremder wurden ihr Weg und Steg und zu dem bangen Gefühl des Verirrtseins gesellte sich gemach Ermattung der Kräfte. Es kam ihr vor, als wenn sie erst vor Kurzem aus Klarenbach fortgegangen sei, und doch war die Sonne schon ziemlich tief am Horizont herabgesunken. Sie setzte sich auf einen Felsblock und begann zu weinen: „Ich kann nicht weiter," klagte sie, „und mich durstet, als sollte ich verschmachten. Wer giebt mir nur einen Trunk Wasser?" Und immer stiller ward es um sie herum und sie ängstigte sich in ihrer Verlassenheit.

Die Rettung kam jedoch und zwar in der Gestalt des Studenten, der gesehen hatte, daß Elisabeth mit dem Gebirgshammer allein den Weg nach dem Steinbruche einschlug. „Es könnte ihr irgend etwas Unangenehmes zustoßen," dachte er, „ich werde mich in ihrer Nähe aufhalten und sie nicht aus den Augen lassen." Das war obenhin betrachtet ungemein edel, aber bei Licht besehen, eitel Egoismus der Liebe, denn folgte er ihr nicht, so würde er für heute wohl um den Anblick des holden Mädchens betrogen sein, und um die Träume, die der Frau Hoffnung Laternamagica ihm vorgaukelte. Etwas Selbstsucht ist immer mit der Liebe verbunden, und wenn auch noch so wenig, wie zum Exempel in diesem besonderen Falle.

Man konnte auf verschiedenen Wegen zu dem Steinbruch gelangen, den Herr Otten eine geologische Schatzkammer zu nennen beliebte. Elisabeth war einen falschen gegangen und hatte sich schließlich verirrt, der Student kannte den rechten und fand sehr wohl den Bruch, nicht

aber die Erwartete. Stunde auf Stunde verrann, ohne daß Elisabeth erschien, so emsig er von seinem Versteck, hinter dichtem Buschwerk, auch das ganze Terrain recognoscirte, bis er schließlich auf den Gedanken kam: sollte sie fehlgegangen sein? Es überlief ihn siedendheiß, und rasch sprang er von dem weichen Moose auf, alle Zufälligkeiten mit umsichtiger Schnelle erwägend. Er kannte die Umgebung Klarenbachs und die Irrwege des Gebirges, denen jede Bezeichnung fehlte, während die beliebten Spaziergänge des Bades mit Wegweisern und poetischen Inschriften von Nichtdichtern auf das Reichste versehen waren, es war also die Möglichkeit nicht nur vorhanden, sondern sehr wahrscheinlich, daß Elisabeth mutterseelenallein im Gebirge umherirrte. Ohne Zögern machte er sich auf den Weg. Nach langem Suchen fand er den Gebirgshammer, den Elisabeth von sich geworfen hatte, weil er ihr zu schwer wurde. Nun achtete er auf jeden verbogenen Grashalm, auf die geringste Spur im Sande, und so gelang es ihm, die Gesuchte zu finden. Da erblickte er sie auf dem Felsblock, von grünem Farrenkraut umgeben, goldig von der Sonne umleuchtet wie ein Feenkind.

„Elisabeth!“ rief er.

„Richard, Sie sind es, Richard!“ antwortete sie jubelnd. „Sie sendet mir der liebe Gott!“ Dann brach sie zusammen.

Doch nur einen kurzen Moment dauerte die Abspannung der Kräfte. Sie hörte die Schritte des jungen Mannes, sie merkte trotz der geschlossenen Augen, daß er rasch auf sie zueilte und streckte abwehrend die Hand gegen ihn aus. Richard blieb vor ihr stehen, Elisabeth schlug die Augen auf und sah ihn bittend an. „Wasser,“ flüsterte sie, „mich durstet.“

Richard zauderte eine kleine Weile. Der Waldbach, dessen klares Naß unten in dem Badeort angeblich Wunderthaten an Kranken und Gesunden verrichtete, floß in einer Entfernung von etlichen hundert Schritten thalabwärts, aber es gebrach an einem Gefäß, Erquickung für das Wesen herbeizuschaffen, das er über Alles liebte, und das ihn flehentlich um einen Tropfen Wasser bat. „Nicht weit von

hier ist der Thaleinschnitt, durch den der Bach fließt," sagte er, „aber der Weg dorthinab ist beschwerlich."

„Ich bin nicht mehr müde," entgegnete Elisabeth und erhob sich rasch. Er wollte ihr seinen Arm bieten, aber sie mied seinen Blick. Sie hatte ihn Richard genannt und dies Wort brannte in ihrer Seele und quälte sie fast mehr, als das Verlangen nach dem Quell. Als sie ihn kommen sah, da sie in Noth war, konnte sie nicht anders, da mußte sie ihn Richard nennen, und als sie dies Wort gesprochen, glaubte sie, eine helle feurige Lohe schlage flackernd über ihr zusammen, daß sie die Augen in Furcht schloß und schier zu vergehen meinte. Nun, da sie erwacht war, wagte sie ihn nicht anzublicken, als hätte sie ein schweres Unrecht an ihm begangen. — Auf dem Wege zum Bach nahm sie alle Kräfte zusammen, um seiner Hülfe nicht zu bedürfen, sie hielt sich fest an den Zweigen, um nicht auszugleiten, vorsichtig schritt sie über Fels und Gestein und redete kein Wort zu ihrem Retter, der schweigend voranschritt und ihr den Pfad zeigte. So erreichten sie den Bach, der umgeben von frischem Gesträuch und saftigen Kräutern, in schmalem Silber über glatte Kiesel dahinrauschte, thalein zu den Menschen in Klarenbach, durch den stillen Wald, in dem sie Beide allein waren und einander so fremd gegenüberstanden, als hätten sie sich niemals im Leben gesehen. Elisabeth versuchte sich hinabzubeugen zum klaren Wasser, die lechzenden Lippen zu kühlen, den Trunk zu thun, nach dem ihr verlangte, aber es fehlte ein Halt, daß sie sich neigen konnte. Da umfaßten sie zwei Arme und hielten sie fest und sicher, daß sie trinken konnte. Und als sie den Durst gestillt aus dem fröhlichen Bach, brannten zwei Lippen auf den ihrigen und sie schlang ihren Arm um den Nacken des jungen Mannes und küßte ihn wieder. Es mochte wohl der Waldeszauber sein, daß sie ihm nicht zürnte, oder war die Liebe, die sie für ihn hegte, jetzt zum Leben erweckt?

„Ich habe Dich geliebt schon so lange Zeit," flüsterte sie, „aber seit jetzt erst weiß ich, daß ich Dich liebe, das hast Du mir gesagt!" Er hatte freilich kein Wort gesprochen; der Kuß war es, darin lag alle Rede.

„Elisabeth!“ flüsterte er kosend und hielt sie umschlungen. Mehr konnte er nicht sagen.

Der Abend begann sich herabzusenken auf Berg und Thal. Wie flüssiges Feuer ergoß sich das Licht der Sonne bereits über die Kuppen des Gebirges und über die Dächer und den Kirchthurm Klarenbachs, das unten zu ihren Füßen lag. Tiefblau färbten sich die Schatten, als dämmerte die Nacht schon leise aus den Schluchten und Thälern hervor. Ehe diese ihre dichten Schleier ganz ausbreitete, mußten sie zu den Menschen im Thal zurückgekehrt sein und das Paradies verlassen haben, zu dem ihnen der schweigende Wald am Gebirgsbache geworden war. Ganz ist das Paradies nicht verloren: wenn sich im Menschenherzen die Liebe rein und schön offenbart, dann senkt es sich mit seinem ganzen Frieden herab und die Blüthen am Baume des Lebens öffnen sich wieder wie einst und hauchen beseligende Düfte aus.

Der Heimweg machte mancherlei Beschwer, denn er führte steil hinab und war ungebahnt. Sie aber achteten der Mühe nicht, denn sie hatten einander viel zu sagen, und liebe Rede hilft über Ungemach hinweg, wie ein luftiges Flügelpaar über Kluft und Abgrund. Sie fragte ihn nach seiner Heimath und welche Herzen ihm dort schlügen, und er begann zu erzählen von froher Kinderzeit, von den Augen, die treu über ihm gewacht hätten, bis sie sich für immer geschlossen, von den Sorgen, die ihm dann das Geleite gegeben und von der Hoffnung, die ihn nicht verlassen, da er nicht von ihr ließe. So kamen sie auf die Zukunft zu sprechen und daß nur ein bescheidenes Loos ihrer warte. Ob ihr das auch genügen werde?

Elisabeth schwieg, als er so fragte, aber in ihrem Innern jauchzte und klang es wie lauter Jubel. Er liebte sie um ihrer selbst willen, er begehrte nicht nach dem Reichthum ihres Vaters, wie die Anderen. Zum ersten Male in ihrem Leben pries sie diesen Reichthum, nun hatte er Werth für sie ... den wollte sie ihm zu Füßen legen, den sie liebte. „Wir richten uns ein!“ antwortete sie nach einer Pause. Ihr Antlitz strahlte vor Wonne und Vergnügen und aus

ihren Augen lachte es gar schalkhaft. Dann erzählte er weiter von seinen Plänen für die Zukunft, und sie hörte ihm zu, wenn auch nicht mit vollstem Interesse, wußte sie doch, daß alles ganz anders kommen werde, als wie er sich dachte. Auch fing sie an zu sorgen, was wohl die Mutter und gar der Vater sagen würden. Unbemerkt mischten sich irdische, prosaische Dinge in den Traum von Glück und Himmelsfreude und als sie die breite Landstraße erreicht hatten, die nach Klarenbach führte, Berg und Busch hinter ihnen lagen, der Bach nicht mehr rieselnd herabstürzte, sondern unlustig und träge sich verbreiterte, fühlte Elisabeth sich erschöpft und vermochte nicht weiter zu gehen. Nun erst verließen sie die Kräfte. Richard wollte sie tragen, sie aber gedachte seines rechten Armes und wehrte ihm, auch litt sie nicht, daß er voran zum Städtchen eilte, um einen Wagen zu holen. „Das würde Aufsehen erregen," sagte sie, „und noch darf Niemand wissen, daß wir uns lieb haben. Ich selbst muß es meiner Mutter sagen, sie darf es von keinem Fremden erfahren, und deshalb mußt Du ebenso verschwiegen sein wie ich. — Willst Du das, Richard, und mir vertrauen? Es ist zu unserem Besten, das glaube mir. — Nur ein wenig ausruhen lasse mich; ehe die Sonne ganz sinkt, sind wir in Klarenbach!" Auf der Brücke, die über den Bach geschlagen war, befand sich seitlich eine kleine Bank. Auf die setzten sie sich, dicht nebeneinander. —

Es dunkelte mehr und mehr. „Ich weiß, es ist die höchste Zeit, daß wir aufbrechen," sagte Elisabeth, „ich muß aber noch ein wenig ausruhen. Mir schmerzen nur die Füße noch ein wenig, sie sind solche Märsche nicht gewohnt. Sonst bin ich frisch und wohl. Du kannst Dir ja nicht denken, wie glücklich ich bin!"

„Genügt Dir meine Liebe, um glücklich zu sein," entgegnete Richard bewegt, „so wirst Du es immerdar bleiben. Ach, daß ich Deinen Lebenspfad nicht mit lauter Rosen bestreuen kann und Dich halten wie eine Königin!"

„Nicht nothwendig!" antwortete Elisabeth. „Prinzessin Goldhaar giebt gerne alle ihre Aussichten auf eine Königskrone dahin, um mit einem gewissen Richard auf recht un-

gebahnten Wegen zu wandeln, wenn es nicht anders sein kann. Ich glaube, sie hat heute eine hübsche Probe davon abgelegt?"

„Und wenn Du jeden Tag solche Beschwerden ertragen solltest?"

„Ei nun, wenn Du dabei bist, werde ich mich schon daran gewöhnen!" —

Das Zwiegespräch wurde durch das Nahen eines Mannes unterbrochen, der von Klarenbach kam. Es war einer jener Hausirer, der irdenes Geschirr in einem großen Korbe auf dem Rücken mühsam von Ort zu Ort schleppte. „Der Mann kommt gelegen!" rief Richard und eilte auf ihn zu, um eine längere Unterredung mit ihm zu führen.

Der Mann in der blauen Bluse — so erschien es Elisabeth aus der Ferne — war anfangs sehr erstaunt über das, was der junge Mann ihm sagte und wollte sich auf nichts einlassen, und selbst dann, als Richard ihm Geld in die Hand zählte, bedurfte es noch vieler Worte und Versicherungen, bis er den Korb auf die Erde setzte und mit Richards Hülfe die irdenen Töpfe, Näpfe und Schüsseln unter der Brücke verbarg.

„Es fehlt noch das Geld für die große Kanne — das andere ist bezahlt," sagte der Blusenmann, „und dann der Lohn für das Tragen!"

„Sie können den Rest morgen bei mir abholen, ich wohne bei dem Sattlermeister in Klarenbach und heiße Mansfeld!"

„Ich komme morgen," antwortete der Mann. „Ich will sagen: für die Kanne zehn Silbergroschen und für das Tragen das Doppelte. Also noch einen Thaler!"

„Den sollen Sie haben, und nun vorwärts!"

„Hier ist eine Equipage, Prinzeß Goldhaar," rief Richard, indem er auf den leeren Korb zeigte, Elisabeth zu, die lachend erwiderte: „Ganz wie im Märchen, und nun, verwunschener Prinz, öffne mir den Kutschenschlag." Richard hob Elisabeth in den Korb hinein und der Hausirer setzte sich langsam in Bewegung. „Ist es Dir auch bequem genug?" frogte Richard. „Weniger bequem als lustig!" war die von frohem Lachen begleitete Antwort.

Der Hausirer schritt voran, Richard folgte. Er hatte so oft von einer goldenen Zukunft geträumt und sich in seiner Phantasie ausgemalt, wie er das Beste und Schönste, was die Erde zu bieten im Stande sei, ihr darbringen möchte, die er im Stillen liebte, wie er sie umgeben wollte mit allem, was das Leben nur irgendwie angenehm gestalten kann, wenn er — und das war eben der Haken bei der Sache — einmal mit Glücksgütern gesegnet sein würde und wenn zweitens Fräulein Müller diese herrlichen Dinge von ihm annehmen wollte. So hatte er oft, gar oft in dem verfallenen Stollen gedichtet und geträumt. Und nun war Elisabeth die seine, ohne daß er ihr Schätze bieten konnte. Wo waren die Teppiche, auf denen ihr Fuß weich und sanft wandeln sollte, die Kunststraßen und Viadukte, die er mit Frau Hoffnungs Hülfe erbaut hatte? Es waren welke Blätter im Wald, feuchtes Moos und rauhes Felsgestein gewesen, wer sagte ihm, ob hierin nicht eine symbolische Andeutung für eine schwere, an Entsagung reiche Zukunft lag? — Aber hatte sie ihm nicht gesagt, daß sie an seiner Seite keine Entbehrung kennen würde? — Das war ja das Glück, das Glück der Wirklichkeit, vor dem alle bunten Träume in Nebel zerflossen, wie die weißen Wolken am Morgen in dem verzehrenden Strom des Sonnenlichtes. Und die, von der all' dieses Glück ausging, saß vor ihm im Korbe des Hausirers, da es die Nothwendigkeit mit sich brachte, nicht mürrisch und betrübt, daß sie es nicht so haben konnte, wie er einst gedacht hatte . . . nein, fröhlich und zufrieden wie ein Kind. Hell und klar breitete sich nun die Zukunft vor ihm aus, der Lichtglanz der Liebe war darüber hingegossen. —

Dicht vor Klarenbach wurde Halt gemacht und Elisabeth aus dem engen Käfig befreit. „Ich komme morgen," sagte der Topfmann und bot Beiden den Gutenacht-Gruß, denn es war mittlerweile finster geworden.

Richard geleitete Elisabeth durch die Gärten bis an ihre Wohnung. Die Mutter war schon unruhig geworden und sorgte über Elisabeths Ausbleiben. Größere Sorge bereitete ihr aber ein Brief vom Commerzienrath, in welchem dieser meldete, daß er am nächsten Tage mit dem Frühesten

eintreffen werde, um Elisabeths Jawort für den Mann seiner Wahl einzuholen. Sie mußte daher mit Elisabeth sprechen, es war kein Aufschub mehr möglich. Die so lange gefürchtete Stunde war gekommen.

Nachdem Elisabeth mancherlei von ihren Irrfahrten erzählt und mancherlei — namentlich den Studenten — ganz und gar verschwiegen hatte und somit Rechenschaft über den Nachmittag abgelegt worden war, theilte die Mutter Elisabeth die bevorstehende Ankunft des Vaters mit, die Elisabeth auf das Höchste überraschte. Als nun die Mutter begann: „Elisabeth, mein Kind, ich habe Dir eine gar ernste Mittheilung zu machen," — umschlang diese die Mutter und preßte einen langen innigen Kuß auf ihren Mund, als wollte sie der Rede wehren. „Ich habe Dir auch etwas zu sagen, aber erst morgen. — Heute frage mich nicht, ich könnte Dir doch nicht antworten."

Die Commerzienräthin sprach nicht weiter und fragte auch nicht, sie hatte in diesem Augenblicke keine Kraft mehr, ihr war, als sollte das Herz stillstehen und es durfte doch nicht ruhen. Sie war verurtheilt zu leben, zu wachen und mit ihren Gedanken zwischen der Vergangenheit und der Zukunft zu irren, ohne einen rettenden Ausweg zu finden. —

— Der neue Tag, der über Klarenbach heraufzog, war ein Sonntag. In dem verfallenen Stollen hatte die Magd ein frisches weißes Tuch über den Tisch gebreitet und das Festgeschirr darauf gestellt: schlanke Tassen mit noch schlankeren Henkeln, golderändert und mit violetten Vergißmeinnicht übersät. Nur die Kaffeekanne fehlte, die stand in der Küche und wartete auf das Erscheinen der Gäste, und so kam es, daß überall Sonntagsstimmung herrschte, in der Stadt, auf den Bergen, im verfallenen Stollen und auf dem Küchentisch, wo die altmodische, vergoldete Kanne sich von der Morgensonne den Hof machen ließ. Was aber war alle Feiertagsfreude gegen die Seeligkeit in Elisabeths Brust? Still und heimlich war sie in aller Frühe aufgestanden und auf den Zehen leise hinausgeschlichen, den Schlaf der Mutter nicht zu stören. Sie mußte ins Freie, sie mußte sehen, ob die Berge auch

wirklich noch da wären, die Berge mit dem Wald, mit dem Bach, den stummen Zeugen unaussprechlichen Glückes. Sie schaute zu den Höhen empor, von denen leichte Morgennebel wie Weihrauchwolken sanft gen Himmel schwebten und sich in der klaren Morgenluft auflösten: es war Alles noch wie sonst vorher, und doch anders, schöner, viel schöner, als früher. Und hätten die Rosen im Garten sprechen können, sie würden sich zugeflüstert haben: seht Schwester, seht Elisabeth, wie ist sie schön geworden über Nacht, schöner, viel schöner, denn früher.

Nicht lange blieb Elisabeth allein, es kam noch Jemand in den Garten. Nun wußten die Rosen, warum Prinzessin Goldhaar so schön war: sie liebte und wurde geliebt, der Sonntag ihres Lebens war angebrochen. —

Als nun Papa Rübezahl daherschritt durch die Zwiebel- und Kohlplantage des Barbiers, der drinnen im Hause einem laut heulenden Jungen zur Feier des Tages die Haare schnitt, änderte sich die Scene. Elisabeth kannte von diesem Augenblick an nur einen Herrn Mansfeld und dieser nur ein Fräulein Müller. Hätte der Alte nicht gerade mit seiner türkischen Pfeife zu thun gehabt, so würde er gesehen haben, wie zwei Hände sich länger und inniger drückten, als gemeiniglich unter wildfremden Menschen üblich ist und würde möglicher Weise aufmerksam geworden sein, daß Veränderungen gar eigener Art stattgefunden hatten. Diesmal hinderte die schlecht angezündete Pfeife die Entdeckung des Geheimnisses, das Elisabeth vor der Abreise des Vaters, den sie ein ganz klein wenig fürchtete, nicht offenbart wissen wollte, und daran, daß der Tabak nicht ordentlich brannte, hatte das Geschrei des Jungen Schuld, welches den Alten gar eilig aus dem Hause trieb. Verliebte haben einen Schutzengel, der mitunter gar sonderbare Gestalten annimmt, diesmal saß er auf dem Stuhl in der Barbierstube und sträubte sich laut gegen die Verfeinerungs-Bestrebungen, welche der Klarenbacher Figaro seinem Haupte zuwendete. Von regenbogenfarbenen Flügeln, weiß wallenden Gewändern und immergrünen Palmzweigen, mit denen die Poeten die Engel ausstatten, war auch nicht die leiseste Spur vorhanden.

Papa Ottens Gemüthsverfassung stimmte nicht mit dem Kalender überein, da sich ihm für heute ein Werkeltag der allerschlimmsten Sorte in Aussicht stellte. Halb lebte er noch im Gestern; das Versprechen, Elisabeths Beschützer zu sein, hing wie Blei an allen seinen Gedanken und riegelte den Humor fest ein, denn heute, das wußte er, würde der Commerzienrath, der Familientyrann, anlangen und somit das Familiendrama beginnen, das zum guten Ende zu führen er der bleichen Frau versprochen hatte. Vergebens marterte er sein Gehirn, einen Weg zur Rettung seines Lieblings zu ersinnen. Selbst die Idee, Elisabeth durch Chloralhydrat in todtenähnlichen Schlaf zu versetzen, um sie später wie die unglückliche Tochter Capuletts zu einem neuen Leben ohne verhaßte Freier wieder zu erwecken, hatte er wegen der Fährlichkeit des Experimentes aufgegeben. Er war rathloser denn je und hätte doch von Herzen gerne geholfen.

Er begrüßte Elisabeth und den Studenten, sprach gegen alle Gewohnheit mit ihnen vom Wetter, um seine Sorge zu verbergen, bis die Commerzienräthin sich zu ihnen gesellte, die höchlichst verwundert war, die Tafelrunde schon so früh am Morgen vollzählig zu sehen. Sie hatte erwartet, ihr Kind allein zu treffen, mit ihm zu reden und zu sagen, warum der Vater heute käme. Nun war der Student zugegen und der geeignete Zeitpunkt wieder versäumt. Man setzte sich an den gedeckten Tisch in dem Stollen. Die goldgeränderte Kaffeekanne erschien, aber sie fand nicht die Beachtung, welche sie beanspruchen durfte: es fehlte an Festtags-Sonnenschein im Stollen. Obgleich die Unterhaltung am heutigen Morgen so dürftig wie nur möglich war — denn Jeder hing so ziemlich seinen eigenen Gedanken nach —, fiel es dennoch Keinem ein, den Anfang zum Aufbruch zu machen, selbst dann nicht, als der Kaffeetisch sich schon nicht mehr der Gegenwart des besten Geschirres erfreute, das die Magd längst abgeholt hatte. Man blieb so lange in dem Stollen, bis der Commerzienrath kam, der im Kurhause logirte und seiner Gewohnheit gemäß sich auch hier nicht früh stören ließ. Elisabeth begrüßte den Vater zwar recht froh, aber es hätte der Gruß doch noch

freudiger ausfallen können, das war keine Frage. Herr Otten und Herr Mansfeld wurden in aller Form vorgestellt als Badegäste und gute Nachbarn, man verneigte sich gegenseitig und begann wieder vom Wetter zu sprechen. Der Alte hatte sich vom „Familientyrann“ ein Bild nach dem Geßler entworfen, wie ihn die Sänger in Rossinis „Tell“ darzustellen pflegen, mit tiefliegenden Augen, graugelber Hautfarbe, eingekniffenen Lippen, reif für's Schaffot, und konnte sich gar nicht darein finden, daß der Commerzienrath ebenso aussah wie andere Menschen, von denen zwölf auf ein Dutzend gehen. Nur als er bemerkte, wie der Commerzienrath seiner Gattin einen scharfen, fragenden Blick zuwarf, und diese erbleichte und die Augen niederschlug, da wußte er, woran er war: der Tyrann saß inwendig, das milde, zuvorkommende Wesen des Herrn war nur eine diabolische Maske, Schminke, nichts als Schminke für die Bühne des täglichen Lebens. „Ich wanke und weiche nicht,“ sagte der Alte zu sich selber. „Hier gilt es aufzupassen, bis der Moment für den Schutz da ist.“ — Richard sah keine Nothwendigkeit ein, eher aufzubrechen, bevor es dem Alten gefiel und die bleiche Frau fürchtete, allein mit ihrem Manne oder mit ihrem Kinde zu sein. Man hätte glauben können, die ganze Gesellschaft wäre auf den Sitzen festgeleimt, oder eine Art von Spuk, der in den alten Stollen hineingebannt worden war und auf seine Erlösung wartete.

Die Erlösung nahte auch und zwar in Gestalt eines Mannes, der nach Art der Gebirgsbewohner eine blaue Bluse trug.

„Ei je, da sind Sie ja,“ rief er aus, „man hat mich hierher gewiesen: ich wollte mir nur den Thaler abholen, für das Tragen von dem Fräulein. Sieh', da ist ja auch das Fräulein selbst und das sind wohl die Herren Eltern, alle in Freude beisammen über ein so schönes Paar!“

Richard war aufgestanden, um dem Manne den bedungenen Lohn einzuhändigen und ihn schleunigst zu entfernen, denn er sah, wie Elisabeth alle Gesichtsfarbe verlor, er konnte aber nicht an dem Commerzienrath vorbei, denn

der Stollen war eng und der Herr Rath machte durchaus keine Miene, den jungen Mann entkommen zu lassen.

„Dürfte ich Sie bitten, Herr Müller," sagte Richard angstbeklommen, „ich möchte, ich will mit dem Mann dort ..."

„Bleiben Sie nur, wo Sie sind," entgegnete der Commerzienrath, „der redliche Bauer scheint höchst interessante Neuigkeiten zu wissen. Erzähle Er, guter Freund," wandte er sich an den Hausirer. „Hier hat Er noch einen Thaler. Sag' Er Alles, was er weiß!"

Der Blusenmann steckte das Geld schmunzelnd ein. „Was kann ich viel erzählen?" sagte er, „die jungen Leute werden besser wissen, als ich, warum ich das Fräulein auf meinem Rücken in einem Korb hab' von der Brücke bis vor die Stadt tragen müssen."

Richard versuchte sich einen Ausweg nach der anderen Seite hin zu bahnen, um den lästigen Schwätzer seiner Wege zu weisen, und dieser Versuch brachte ihn in Elisabeths Nähe. Da erhob sich Elisabeth und rief: „Papa, befiehl dem Manne dort, daß er geht. Ich will sagen, was geschehen ist." Und vor den Augen Aller hielten Richard und Elisabeth sich umschlungen, wie gestern am Ufer des Baches und sie lehnte ihr Haupt an Richards Brust. Der bleichen Frau sauste es vor den Ohren wie das Tosen eines Wasserfalles, der Commerzienrath war sprachlos vor Ueberraschung und der Alte dachte: „Nun ist der Augenblick zum Schützen gekommen. Wie das wohl abläuft?" — Der Hausirer ging langsam von dannen.

Der Commerzienrath wurde zuerst Herr der Umstände. „Was soll die Scene, Elisabeth?" fragte er scharf. Zu gleicher Zeit stand er auf und sagte zu Richard: „Ich mache Ihnen Platz, mein Herr, Sie können ungehindert passiren!"

„Ich danke Ihnen, ich bleibe!" entgegnete Richard fest und dennoch ehrerbietig im Ton.

„Gewiß bleibt Richard," bestätigte Elisabeth die Worte des Geliebten. „Wir verlassen einander nie und nimmer!"

„Wir sind einig für das ganze Leben!" rief Richard.

Der Commerzienrath lachte laut auf.

„Lache nicht, Papa," sagte Elisabeth mit zitternder

Stimme und hielt sich fest an Richard, „Dein Lachen schneidet mir in die Seele und thut mir weh. Ich habe Dich nie um Etwas gebeten, Papa, Du erfülltest mir jeden Wunsch, ehe ich ihn aussprach, nun bitte ich Dich zum erstenmale im Leben: laß mich glücklich werden mit Richard!"

„Und wenn der Herr Richard der Schah von Persien wäre, so würdest Du meine Einwilligung doch niemals erhalten," entgegnete der Commerzienrath, „denn ich habe Dich bereits Jemandem zur Gattin versprochen und mein Worte darauf gegeben!"

„Aber nicht mein Wort," rief Elisabeth, „das hat Richard und ich habe das seine. Ich bin keine Waare, Papa, die Du verkaufen kannst wie die Vorräthe in Deinen Speichern. Und böte mir jemand die Schätze der ganzen Welt für meine Liebe, ich könnte sie ihm nicht geben, denn sie gehört Richard. Und wer würde so elend sein, mich zum Weibe zu begehren ohne Liebe?"

Ein leises Zittern durchflog den Körper des Commerzienrathes. „Und wenn ich mich los von Dir sagte?" flüsterte er, als sollte Elisabeth seine Worte nur allein hören. „Wenn ich Dich hinausstieße in's Elend?"

„Dann weiß ich, wo ich eine Stätte habe!" erwiderte Elisabeth und schmiegte sich an Richard.

„Und eine zweite Stätte bei Papa Rübezahl!" fügte Herr Otten hinzu.

„Man hat ein Complot gegen mich geschmiedet!" rief der Commerzienrath.

„Sie irren sich," entgegnete Richard ruhig. „Niemand hat gewußt, daß wir uns lieben, das haben wir Beide selbst erst gestern erfahren, und vergessen werden wir es nie im Leben. Wir wissen Beide, daß die Zukunft keine glänzende sein wird, daß wir oft entsagen müssen und denen nur von Ferne zusehen dürfen, die zu den Hohen und Vornehmen der Erde gehören, aber unserer Liebe werden wir nicht entsagen, die wird uns über Entbehrung und Sorge hinwegführen."

„Wie gestern über das Gestein!" fiel Elisabeth ein. „Wäre es nicht Mama's halber gewesen, ich wäre auch

ohne den Topfmann mit Richard nach Hause gekommen! Er hätte mich schon gestützt!"

Die bleiche Frau hatte bis jetzt schweigend zugehört. Anfangs glaubte sie, der jüngste Tag sei gekommen, nun aber, da der Sturm losgebrochen, war sie stark geworden und entschlossen. Mitten in dem Unwetter sah sie zwei Menschenkinder stehen, jeder Unbill kühn trotzend, freudig auf ihre Liebe vertrauend. Das war die Liebe, um die man sie schmachvoll betrogen hatte, damit dem Trugbilde der Ehre ein Opfer gebracht würde. Diese Liebe trat ihr nun nahe in ihrem Kinde, und sie fühlte ihr mächtiges Walten. Sie beugte sich dicht zum Commerzienrath. „Soll das Kind unseelig werden, wie ich es bin?" hauchte sie ihm zu. „Die Welt möge die Schande meines Vaters erfahren und die Deine, daß Du Dir ein Weib kauftest mit Gold, sie möge wissen, daß wir Beide elend sind trotz des Reichthums und äußeren Glanzes. Willst Du aber gut machen, was mir je Leides geschehen, dann segne den Bund, und ich will vergessen und Dich segnen meines Vaters wegen und um Elisabeths willen."

Es trat eine lange Pause der Erwartung ein. Die Anderen hatten nicht verstanden, was gesagt worden war, aber sie sahen, daß eine Veränderung in den Zügen des Commerzienrathes vor sich ging, der sich nach einer kleinen Weile erhob, gefolgt von seiner Gattin, und sich mit ihr in das Haus begab.

Die übrigen Drei blieben zurück, und nun wurde der Alte ganz Beschützer. „Was auch geplant wird," sagte er, „Ihr seid nicht verloren, Papa Rübezahl ist noch da. Richard, mein Junge, sieh', ich werde schon alt und Du trittst eigentlich so zu sagen erst in das Leben ein. Es war immer mein heimlicher Wunsch, Du solltest einmal mein Nachfolger werden und meine Fabrik besitzen, ich wollte nur erst sehen, wie Du Dich mit dem Leben stelltest, ob Du mit ihm ringen könntest, wie ich in meinen jungen Jahren. Ach, in dem Kampfe mit dem Alltag vergaß ich ja das Beste, ich versäumte die blaue Wunderblume, die Du gepflückt hast ... die Liebe." — Nach einer Pause fuhr er jovial fort: „Es war das Schlaueste, was Ihr thun konntet, Euch schleunigst zu

verlieben. Wäre das nicht gewesen, wer weiß, wie traurig es gekommen wäre. Ich sage Euch, es giebt keinen Zufall, und daß Ihr gestern auf die Idee kamt, handelseinig zu werden, das ist nur gekommen, weil der liebe Gott heute einen Sonntag haben wollte."

Der Alte hatte Recht, an der Liebe der beiden für einander geschaffenen schönen Menschen scheiterte der Ehrgeiz des Vaters und an ihrem Anblicke gewann die bis dahin furchtsame Frau den Muth, für die Wahrheit einzutreten und für die Liebe der Kinder.

Viel sprachen die beiden Gatten miteinander, als sie allein waren. „Laß uns die Vergangenheit begraben," sagte der Commerzienrath. „Die Liebe kann nicht erkauft werden, so sagte Elisabeth, und als ich diese Worte aus dem Munde unseres Kindes hörte, war mir, als spräche ein Höherer aus ihm, der gekommen war, mich zu richten. Wir gingen neben einander her, beneidet von der Welt und doch hatte Keiner von uns eine Stätte, wie Elisabeth sie gefunden. Nun ist es zu spät geworden, wir können Beide nicht mehr vergessen."

„Ich will es und kann es," rief die Frau, „doch nun komm, daß wir den Kindern ihr Glück verkünden. Wir dürfen es, denn wir haben Frieden gefunden." —

Wieder war es Abend geworden. Herr Otten hatte unter Beihülfe des Barbiers den Stollen festlich dekorirt mit grünen Zweigen, Guirlanden und bunten Lampen. Dazu hatte er Zeit genug, denn die übrigen hielten Familienrath und setzten fest, wie sich die Zukunft der beiden Verlobten gestalten sollte. „Ganz Rübezahl," flüsterte er vor sich hin, „mehr Rübezahl als Schutzgeist. Wäre es zum Aeußersten gekommen, hätte man des Alten treue Hülfe dennoch genommen. Der Stollen sieht aus wie eine Beschreibung aus Musäus und wenn ich nun noch mit meinem 64er Chateau Breuil anrücke für uns Alten und mit Cliquot für die Damen, ist das Zauberfest komplet!" —

Ganz anders sah es im Stollen aus, nun da die Lichter brannten, der Wein in den Gläsern perlte, als am Morgen desselben Tages. Der Sturm war vorübergezogen und hatte

erfrischt und geklärt und glückliche Menschen saßen bei einander. Glücklich war die bleiche Frau, ihr Leid hatte ein Ende gefunden; selig war Elisabeth.

Und der junge Student? Er konnte sein Glück nicht fassen, er glaubte zu träumen. Froh im Herzen war der Alte. „Nicht wir kurzsichtigen Menschen leiten die Geschicke nach unserem Willen," sagte er, „wir werden geleitet, wie es zu unserem Besten dient. Wir sahen keinen Ausweg und wußten keinen Rath, bis die Liebe kam und den rechten Weg fand. Und die Liebe, die senkt Gott dem Menschen in das Herz."

Noch spät schimmerte Lichterglanz aus dem Stollen durch die Laubvorhänge in den Garten hinein. Klarenbach lag im Schlummer. „Schade, daß der Doktor schon schläft," sagte der Alte, „ich könnte ihm heute sogar recht in der Ozonfrage geben, aber es würde grausam sein, ihn zu wecken!"



Kroll's Buchdruckerei, Berlin S.

